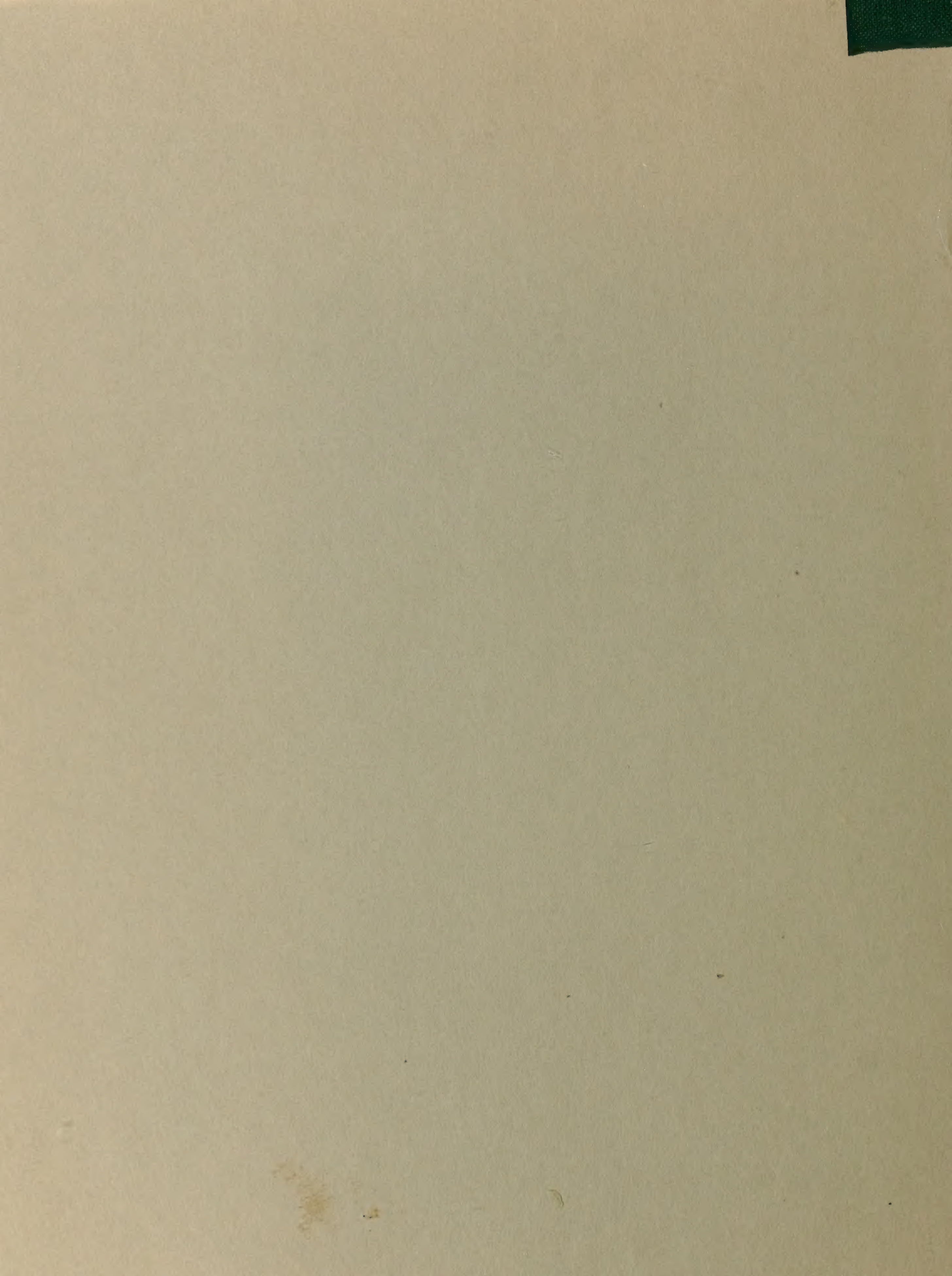


Feuerbach, Anselm Friedrich
Briefe und Bilder



Anselm Feuerbach

Briefe und Bilder

Anselm Feuerbach
Briefe und Bilder



Anselm Feuerbach

Briefe und Bilder

Herausgegeben von
Otto Fischer

Mit 32 Tafeln

Strecker und Schröder / Verlag / Stuttgart 1922



 / Der Druck von Text und Tafeln erfolgte auf holzfreies Bücher- und Kunstdruckpapier durch die Buchdruckerei Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhalt



Düsseldorf 1845—1847

Juni 1845

Ich meine, Ihr müßtet es fühlen, wie glücklich und zufrieden ich bin; die Feder ist viel zu langsam, ja, Worte wären zu schleppend, alles das zu schildern, was sich in mir regt, was in mir vorgeht. Aber ich weiß doch, daß Ihr ungefähr das nämliche Gefühl haben werdet, wenn ich Euch sage, daß ich tätig bin, daß ich Fortschritte mache, daß ich glücklich, daß ich manchmal selig bin. Wenn ich was Tüchtiges gelernt habe, nachher sind wir auch geborgen; Geld ist ja so vergänglich und mir sogar verächtlich. — Dann habe ich auch etwas bei mir, das mir keine Tücke, keine Gewalt nehmen kann, das trage ich denn bei mir so leicht und frank; nein, mich reuet's nicht, daß ich mich dem unsicheren Berufe gewidmet habe, und wenn ich mich plagen muß und noch so viele Hindernisse habe, so höre ich doch nicht auf.

Ich zeichne jetzt eine Woche im Antikensaal und die andere wieder nach Modell. Dabei versorge ich den Herrn Schadow mit all dem Bisherigen; es nimmt mir zwar viel Zeit weg, aber ich lerne sehr viel dabei und habe den Vorteil, unmittelbar unter Schadow zu sein. Das Modellzeichnen dauert ungefähr noch vier bis fünf Wochen, und dann, wenn ich meine Modelle gezeichnet, komme ich wahrscheinlich ans Malen.

Juni 1845

Schadow sagte neulich in Gerresheim in meiner Gegenwart: „Der Junge übertreibt's mit dem Arbeiten. Sie sind ja noch jung, und wenn es so geht, wie ich es hoffe und vorhabe, so sind Sie in anderthalb oder einem halben Jahre in meiner Klasse." Da winkten mir alle zu und schauten mich an; Schadow aber sprach nichts mehr davon; er lobt und tadelt an meinen Zeichnungen, und sage ich niemanden was und frage ihn nicht um näheren Aufschluß, doch habe ich schon aus vielen seiner eigenen Worte gehört, daß er nichts Kleines mit mir vorhat, daß er sich meiner gänzlich angenommen hat und mich schnell und tüchtig zum speziellen Historienmaler bestimmen will; er hat schon öfters darauf angespielt; er weiß, welcher Art Malerei ich mich widmen will, und wird mich schnell und unverhofft zum Ziele führen.

Juli 1845

Früher hatte ich gut komponieren; ich machte Hände, Füße und dergleichen, phantasierte und fühlte mich glücklich und glaubte, alles, was ich gemacht habe, wäre gut, vortrefflich; jetzt fühle ich, daß ich nichts kann; so oft schweben mir Gedanken vor, wo die Formen so rein, die Muskeln so richtig sind, daß, käme es so zum Vorschein, so gäbe es an Formenreinheit einem Michelangelo nichts nach; aber dann geht's ans Zeichnen, und da soll ich nun die Formen nachzeichnen, und geht's eben nicht; immer aber um-

gaukelt mich das Phantasiebild. Schon mehrere Male schwebten mir eigentümliche Landschaften vor, manchmal überkräftige Gestalten; wie ich ans Zeichnen komme, da scheitert alles. Früher war ich glücklicher; ich konnte meine Gedanken mir genügend versinnlichen, weil ich keinen Anstoß an der Form nahm; jetzt aber habe ich eine Ahnung von dem, wie es sein muß; ich sehe manchen Michelangelo, manchen Raffael; und da dämmert's allmählich im Osten, wie aber die Sonne weitergehen will, da gibt's einen trüben Regentag. — Doch habe ich auch eine andere Ahnung, die mich nicht verläßt, das ist die, daß ich noch einmal dazu kommen werde, das zu erreichen, was ich will, daß diese flüchtigen Bilder unverfälscht herabkommen und sich aufs Papier drücken werden, daß ich zum Bewußtsein komme; auf andere Weise kann ich nicht erklären, warum ich nicht komponieren kann. — Ich glaube, nur Zeichnen, nur Zeichnen nach Antiken, die Natur studieren, das hilft, sonst kommt man nicht weiter; und dann, wenn ich das hinter mir habe, glaube ich, bricht plötzlich das Wetter los. Dann will ich anfangen zu leben. Das sind nun freilich Faseleien, aber es ist einmal so; hebe aber doch die Briefe auf, es kann mir später als Tagebuch dienen; ich glaube, sie werden so ziemlich meinen Zustand, Entwicklung und äußeren Lebensumstände in Düsseldorf enthalten. —

Immer mehr aber neigt sich meine Phantasie zum Ernsten, Kräftigen. Ich kann nicht sagen, ob ich rein Historienmaler werden kann; alte Sagen, bloße Gedanken ohne eigentlichen historischen Ursprung. Mir ist es immer, als wenn zu reine Historienmalerei unpoetisch wäre; mich reizt eher die Hunnenschlacht von Kaulbach, wo die Geister der Erschlagenen in den grauen Lüften kämpfen, als reine historische Schlacht, wie die bei Ikonium von Lessing, wo jede Figur der Herzog oder der, das Wappen so und das wieder so. So zum Beispiel reizt mich mehr ein Barbarossa im Kyffhäuser als ein Barbarossa, der Mailand demütigt; das sei aber nicht damit gesagt, daß ich am Toten hänge, sondern lebendig, feurig, kräftig muß alles sein. Besonders zieht mich der tiefe Norden an mit den uralten Sagen, die ewig beeisten Berge, das Romantische, dann wieder Arabien und Deutschland im Mittelalter, die eiserne Zeit des Mönchtums; auch schweben mir immer sonderbar düstere Landschaften vor; eine Winterlandschaft will nie aus meinem Geiste; ich denke mir schwarze riesige Tannen im Vordergrunde, tiefer Schnee, mehr nach hinten Schnee-Ebene, und am Fuß eines schwarzen Tannenberges ein armes Kloster, stürmischer Himmel; ein Mönch liest eifrig Holz zusammen, um es zum Kloster zu bringen; tiefe Ruhe auf dem Ganzen. Was nützt, wenn ich es beschreibe, es lebt doch bloß in meiner Phantasie.

Das ist nun offen und deutlich mein jetziger Zustand, der mich oft alles ringsumher vergessen macht. Ich lebe oft in einem ganz anderen Zeitalter, ich sehe unbekannte Gestalten und lebe so mitten drin; besonders am Abend, wenn ich matt bin von der Akademie, sitze ich oft da, vor Tisch, im dunkeln Zimmer, und da habe ich recht Zeit, über meinen Beruf nachzudenken. Während der Arbeit habe ich ganz andere Gedanken, den Tag über denke ich nur an sie, wie ich's machen könne, um es gut zu machen. — Wenn

ich einmal nach Hause darf, sollt Ihr sehen, ob ich nicht ein ganz anderer Mensch geworden bin, sowohl in Sprache und Bildung, wie auch in meinem Innern.

September 1845

Liebste Eltern, nehmt mit diesem Auswurf meiner Idee vorlieb; wie erbärmlich ist doch diese Zeichnung gegen das Bild, das in meinem Innern lebt. Der Gedanke ist mir peinlich, es nicht so machen zu können wie ich will; ach, wäre meine Idee verwirklicht, was sollte das nicht ein Bild sein, edel, schön, großartig; aber so ist es eine kleine Zeichnung — ohne Feuer und Leben, mit erbärmlicher Ausführung (der Auswurf meiner Idee); doch, wer weiß, vielleicht kommt's noch langsam dazu, wenn ich studiert und wenn ich Übung habe, denn ich kann ja jetzt noch nichts, ich muß erst lernen. — Raffael träumte von seinen erhabenen, göttlichen Bildern, Michelangelo, aber am anderen Tage stand es auch auf der Leinwand; doch das waren ja so große, in der Kunst erfahrene Meister, die Besten der Maler. Ich habe zwar nicht geträumt davon, sondern es lebt in meiner Idee beständig fort, ein ausgeführtes Bild; ich sehe es vor Augen, ich sehe die Figuren sich bewegen, deutlich; ich könnte es kopieren und kann es doch nicht. Es ist leider kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht, lebt und webt immer in mir; und doch ist es wieder Traum, denn es verfliegt mit Tücke, wenn ich es wieder zeichnen will. Doch was hilft es, wenn ich Euch, liebe Eltern, von meinem Taumel benachrichtige; das beste, ich nehme Vernunft an und denke an das trockene und doch so wahre Wort Schadows, der diese Komposition ruhig besah und sagte: „Wählen Sie einfachere Gegenstände zum Komponieren, das ist viel zu viel, Sie sind dem noch nicht gewachsen." — Und er hat nur zu recht; ich will ihm folgen, will mich mit Gewalt bekämpfen, will, wenn die Gedanken wiederkommen, sie wie Sünden niederdrücken; doch das innere Feuer wird fortglimmen und wird einmal um so mehr zünden, aber auch wärmen dabei. Liebe Mutter, das unsichtbare Bild wird mich von ferne begleiten, wird vielleicht zeitenlang ganz vergessen bleiben, wird aber auch mit erneuter Gewalt hereinbrechen, wenn ich es herabbeschwöre.

November 1845.

Es scheint, als ob Sohn auf mich ein schärferes Auge gerichtet, er behandelt mich strenger, aber es wird mein Bestes sein; wenn ich auch manchmal getadelt werde, so will ich dahin streben, es besser zu machen; ich glaube doch, trotzdem alle Hindernisse besiegen zu können. Ich war anfänglich unglücklich, weil mein Akt und Figur mir nicht gelingen wollten; doch gerade in diesen Tagen, durch rastloses Streben, wozu Sohns Tadelworte Geißel waren, die mich antrieb, ist der Akt besser geworden als alle bisherigen.

Dezember 1845.

Ich leide diese letzte Zeit an einer solchen Unzufriedenheit mit mir selbst; alles, was ich mache, gefällt mir nicht im geringsten; mir ist's, als wenn ich einen Blick in die

Tiefen der Kunst geworfen hätte; ich ahne, wie es sein muß, und kann es doch nicht erreichen; ich habe mehrere Blätter mit einem solchen Ärger und Verdruß in die Mappe geworfen, daß ich mich früher und viele andere nicht begreife, die ruhig und zufrieden ihre Arbeit weglegen. Wenn ich so die Mappe durchgehe, so habe ich eigentlich dieses Jahr nichts gemacht, das erste kommt mir besser als das letzte vor, es ist ein peinlich quälender Zustand; ich war doch immer fleißig, habe alle Tage redlich gearbeitet; hatte Freude und Lust, aber jetzt, wenn ich die Mappe durchgehe, habe ich rein nichts.

Ich fühle jetzt erst, was es heißt, ein Maler sein, ein ewiges Ringen und Kämpfen nach dem Ideal. Ich werde wohl nie ganz das erreichen, nach was ich strebe, immer werde ich unvollkommen bleiben; ich glaube, es ist die schwierigste, höchste Aufgabe, die Kunst; es ist eine unerschöpfliche Quelle, deren Anfang noch Ende wir kennen, sondern bloß ahnen. Ein rechter Maler wird der glücklichste aller Menschen, aber auch zuzeiten der unglücklichste sein; er fühlt sein Nichts, er hat das erhabenste Ziel vor Augen, das er auf dieser Welt nicht erreichen kann; doch wie schön ist die Hoffnung und der Gedanke an ein rastloses Jagen und Streben nach dem Höchsten.

Ich glaube, ein Maler muß fest in den Bügeln sitzen, sonst hält er das gewaltige Turnier mit der Kunst nicht aus; ich auch werde manchen Stoß und manchen Hieb bekommen, aber Mut und Geduld und Vernunft, so kann's ja nicht fehlen; es ist ein beständiges Wogen, Momente der tiefsten Demut, aber auch Momente des Gefühles innerer Kraft. Vater sagte immer davon; ich sehe es jetzt ein und denke sehr darüber nach, aber doch ist das Bedürfnis, Maler zu werden, zehntausendmal größer als alle Hindernisse und Kämpfe. — Ich freue mich sogar auf all das Kämpfen, denn es liegt mir doch klar und offen, was ich will; kann ich es nicht ganz erreichen, so ist's doch nicht weit davon; Gott hat doch die Seligkeit schon auf Erden geschaffen, denn wie glückselig muß man sich fühlen auf dem tatenreichen Weg. Oh, welch erbärmliches Leben für den, der ruhig zu Hause sitzt, sein Geld verzehrt! Ich kann die Menschen nicht begreifen, die sagen: ich wünsche nichts als in Ruhe, gut verheiratet, sorgenlos mein Leben hinzubringen; und solcher Menschen gibt's so viele.

Fast immer im Traume bin ich bei Euch; ich träume von großen Schiffen, die mich zu Euch tragen; ich sehe hohe Münster und prachtvolle Landschaften und Täler.

Oh, es gibt Momente im Leben, wo man sich so rein fühlt, rein Geist, wo alle körperlichen Sorgen so nichtig sind; sollte mit festem Willen, mit heiliger Kraft nicht dieser Zustand sich in unser tiefstes Leben senken können? Wie schön und erhaben ist der Gedanke. Der bessere Mensch, sein Geist ist sein Gott, der auf das innigste verbunden ist mit der freien, frischen Natur.

März 1846.

Das Künstlerleben hat doch Perioden, wo niemand glücklicher sein kann als der Maler, aber plagen und quälen muß man sich und schaffen mit Leib und Seele, ganz auf den Gegenstand gerichtet, den man abzwingen will. — Diese Woche wird ein kleiner

Junge gemalt; Kinder sind sehr schwer, das Frische, Weiche, der lebhafte Blick, der kecke Mund, dazu habe ich ihn gerade von vorn; ich muß mich tüchtig quälen und habe starken moralischen Katzenjammer daran (wie man hier sagt), doch wird er bedeutend besser als das Mädchen, nach der Aussage derer, die es sahen; was will man mehr? Ach, ich fühle so innig, wie schön, wie unendlich reich die Natur ist und wie einfach dabei; in einem Auge allein sind hundert der feinsten Tönchen, die zusammen dieses prachtvolle Ganze bilden; es muß ein tiefer Blick in die Natur und jahrelanges Üben dazu gehören, bis man das herausbringt, was man an jedem Betteljungen sieht.

Mai 1846.

Ich male meinen Studienkopf so demütig zerknirscht über die erhabene Schönheit der Natur; ich zwinge mich, ich quäle mich und fühle alles so innig; bis jetzt aber habe ich es leider nur zu einer ziemlich charakteristischen Auffassung gebracht. Ach! die Zeichnung und Modellierung ist stets besser als die Farbe; könntet Ihr hereinsehen, wie mir's zumute ist, wie jämmerlich! Herr, Gott, die Natur ist großartig bis in ihre geringsten Flächen! Manchmal, wenn ich mich hereingearbeitet habe, dann dünkt es mich, als hätte ich meine Sache doch nicht so schlecht gemacht; dafür habe ich aber ein probates Mittel, was ich auch stets anwende, denn der Gedanke, zufrieden zu sein, peinigt mich außerordentlich; da gehe ich auf einige Zeit weg von der Arbeit und komme dann plötzlich wieder, ja, falle dann stets aus dem höchsten Himmel in eine Pfütze. Da sitzt die Natur mit dem Blick der Augen, worin sich die Seele des Menschen spiegelt; welch eine Farbe, welches Relief! Und dann der Studienkopf daneben so fahl, so bleich, als hätte er ein Bad im strengsten Winter genommen; kurz, es gibt Perioden der tiefsten Demütigung; man fühlt, wie man klimmen muß, man fühlt aber auch in sich die Kraft dazu, und nie kommt nur die matteste Idee, warum man gerade diesen Stand gewählt hat.

Das Wetter ist wunderschön, die Nachtigallen und Lerchen singen so reizend in allen Gebüschen und verkünden den nahen Sommer. Es dämmert schon; ich sitze am offenen Fenster; draußen rauschen die Pappeln so traulich, und die Wolken eilen majestätisch durch die warme Luft; ich fühle mich wohl und bin erquickt von all den hübschen Tagen. Es ist doch merkwürdig, die Pappelwipfel neigen sich so komisch im Winde, bilden Figürchen und allerlei phantastische Gestaltungen. — Ich habe eine reizende Aussicht, wohne hoch oben in der freien Luft und kann in die weite Welt hinausgucken nach Belieben; es ist vor der Stadt, die Landschaft ist von Anlagen und künstlichen Seen durchfurcht, und hinten der Rhein; es ist so heiter, so gemütlich, schon deswegen sollte man nie sein Gesicht in Falten legen.

Juli 1846.

Könntest Du meinem Wissensdrang eine bestimmte Richtung geben, daß ich nur aus dieser verfluchten Allgemeinheit der Ideen, an der außer Lessing, aus Mangel an gediegener Bildung, alle leiden, herauskomme; ich glühe vor Sehnsucht, das darzubringen,

was ich fühle und will; ich möchte nicht bloß Nachäffer und Anstreicher nach der Natur werden, ich möchte gerne Seele, Poesie haben; es schlummert in mir, aber es muß geweckt werden, und jetzt ist der Zeitpunkt, jetzt bin ich feurig und jung, habe zwar noch mit Anfangsgründen zu tun, bin aber im Begriff, in die Seele der Malerei einzudringen; ich grüble und denke und irre hin und her, und könnte so mein ganzes Leben lang irren, wenn ich nicht jemand hätte, der mich beruhigt und weiterführt; ich vertraue mich Dir ganz an, denn ich weiß, Du hast dasselbe gefühlt wie ich; das sind Perioden, aber sie müssen geleitet und gelenkt werden. Es tauchen mir oft wunderliche Ideen auf, Träume, Phantasien; ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert; man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellten, wie er sein sollte; in die Zukunft flüchten geht auch nicht, denn welche Zukunft steht denn unseren Geld- und Maschinenmenschen bevor? Man könnte Heilige malen, allein die sind jetzt so fade wie faule Äpfel; man kann sie malen, aber nur keine schmachtenden Engel, keinen blondgelockten, gekräuselten Christus als Osterlamm; nein, einen Südländer mit schwarzem Haare, tiefliegenden, seelenvollen Augen; Ideal in allem, aber nur nicht fade. Das Alte Testament, das hat noch Kraft, da lebt und webt noch der alte Gott mit seinen Menschen; auch das Neue Testament ist göttlich und begeisternd, aber es ist kein Feld mehr für uns.

Man sagt, der echte Maler müsse alles können; das ist schon gut, aber eine echte Seelenrichtung tut doch not, denn nur um Gottes willen keine Gemeinplätze; es brauchen ja nicht gerade historische Momente zu sein, es können tiefe poetische Empfindungen sein, aber nur muß die Handlung ergreifend und klar sein, auch dürfen keine Modellgestalten umherwandeln, die ebensogut Griechen, Ägypter oder Mongolen vorstellen können.

Weihnachten 1846.

Bei meinem Studieren in Paris, das ich vorhabe, umschwebt mich nun immer das Ideal des Bacchusbildes, was geistig heran sich bildet und riesengroß wird und mich zu allem begeistert; und fühle ich dann, daß ich der Form mächtig bin, dann mache ich mich mit Feuereifer und Ausdauer dahinter und zeichne es so vollkommen bis ins feinste, und dann soll das eine Farbe werden, eine Rundung und Wahrheit, und sollte ich mein Leben dabei einbüßen. — Stoff, der mir imponiert, muß her, oder hat denn die Malerwelt nichts ersonnen, was niederschlägt? Gott, hätte ich doch etwas, was mir imponierte! Aber in Paris hoffe ich zerknirscht zu werden; ich kann es zwar nicht besser machen, aber ich fühle es besser und muß noch so lange studieren, bis ich fühle, „jetzt, jetzt ist's an der Zeit". Ich weiß nicht, habe ich mich nun klar ausgedrückt? Wenn ich alles überlese, so ist es noch so wie ein Skelett von dem, was ich fühle; doch ich kann nicht anders, das ist das einzige Harte hier auf dieser Welt, daß so eine Welt in einem ist, die sich nie offenbaren kann.

Januar 1847.

Ich bin auch noch nicht mit meiner Richtung im klaren: mein größter Fehler ist diese sprudelnde Fülle von Geist, die in sich gärt und wütet, daß es mir manchmal fast den Kopf zersprengt; meine arme Ruhe, meine Ruhe, ich beneide alle die, welche so sicher und zufrieden ihren Weg gehen; ach, es ahnt niemand, wie es hier pocht. Hätte ich doch einen älteren Freund, der meine geheimsten Gedanken kennte und nun mir riete.

Mai 1847.

Gott, was ist die Natur schön und wie miserabel der Mensch. Aber ich fühle doch, daß meine Köpfe noch das werden müssen, was ich fühle und will. Ich will zufrieden von der Erde scheiden, wenn ich nur einen Kopf, nur einen so vollbracht habe, daß mein Gefühl sagt, hier ist der Punkt, worin all dein Sehnen, all dein Streben vereinigt ist. Es kommt mir so lächerlich vor, zu sagen, „jetzt will ich eine Komposition machen". Nein, Diebstahl ist es nach andern, und Betrug seiner selbst; und sollte ich dabei nie komponieren, ich werde nie, nie mehr etwas machen, wo nicht mein tiefstes Sein und Wesen erschüttert ist. Ach, bei all meinen mit Pomp auftretenden, großartig sein wollenden Figuren fehlt der natürliche, unverdorbene Sinn, die Naivität und die Anspruchslosigkeit; immer sind ehrgeizige, theatralische Bewegungen und Gefühle drin; ein Schweinshirt sieht gesunder als all wir nobles Künstlerpack. Nein, das weiß ich, die Natur soll mich dazu leiten; was ich ahne, muß in Erfüllung gehen.

Wenn der Musiker komponiert, so denkt er in Tönen, und die Töne sind die Noten, also so gedacht, so gemacht: der Dichter denkt in Worten, also schreibt er die gedachten hin, und da ist seine ganze Seele; der Maler denkt, und wenn er ans Machen geht, so kommen diese hundert Schwierigkeiten: da muß Kontur sein, da Farbe und Zeit, das ist die Hauptsache, und die Zeit schläfert ein; so malt er und malt sich hinein, wird immer kühler und kühler, und zuletzt kann er sich nicht mehr denken, wie er anfangs gedacht, und macht sich weis am Ende, er hätte so gedacht wie sein Gemälde dasteht. Ich wollte, es käme ein Engel vom Himmel, der malte mit Götterhand so wie man denkt; doch das ist dummes Zeug, denn die jetzigen Maler machen es ja sogar schöner als sie es denken.

Anfang 1847.

Es ist finster draußen, der Sturm wühlt, und der Regen klatscht an die Fenster; ich sitze ganz allein in meinem Stübchen in der seltsamsten Stimmung. Ich habe von Zeit zu Zeit in Goethe und Platen gelesen, aber es will nicht recht voran; ich schließe von Zeit zu Zeit die Augen und überlasse mich ganz meinen Träumen, und dann kommt manchmal eine solche unbefriedigte Sehnsucht in mich, daß mir alles hier so miserabel vorkommt. Wenn ich so allein bin, stürmt alles heran, wühlt sich aus und geht dann wieder; man fühlt sich überglücklich, und im nächsten Augenblicke schmerzt einem alles. Doch ich mag nicht mehr schreiben, es sind eben solche Stimmungen, die

andere nicht verstehen können, weil man nicht sagen kann, was einem fehlt, und darum ist's besser, zu schweigen. Früher freute ich mich auf nachts, auf die Träume, die doch so undankbar sind, denn sind sie kraß, so verfolgen sie uns, sind sie schön und poetisch, so erwacht man getäuscht, und man schmiegt sich murrend in das tägliche, prosaische Leben. — Ach, könnte man doch poetischer leben, man muß eisern sein bißchen Poesie zusammenhalten. Die ganze Welt, selbst unsere Kunst wird prosaisch getrieben, es muß und muß auch später noch besser werden; ich kann mich nicht ausdrücken, aber diese namenlose Sehnsucht verläßt mich auch bei Euch nie.

Herbst 1847.

Ich habe schreckliche geistige Kämpfe ausgehalten, die, wenn sie noch länger gedauert hätten, mich niedergeworfen haben würden. Mein Faun kam mir so klein und erbärmlich vor, und mein Bacchus strahlte so in meiner Idee, daß ich oft wie wahnsinnig herumlief und wußte nie, wo ich mich auslassen konnte; es weiß niemand, welches Feuer und welche Kraft in mir spricht; davon habt Ihr keine Idee, mit welcher Entschlossenheit ich mich herabneigen muß zu meinem Faunen. Wenn Ihr doch wüßtet, welches Licht und welche Färbung, Komposition in mir aufgegangen ist, ganz plötzlich; das ist ein Sieden, ein Kochen und ein klares Bewußtsein; so viel aber weiß ich, ich werde entweder kolossal viel malen oder e i n Werk, an dem ich nach der Vollendung zugrunde gehe, wenn ich so könnte, wie ich fühle und wollte; Gott, wie miserabel kommt mir dann alle Malerei vor; aber ich weiß, ich komme noch dazu, oder ich verzweifle, ob ich nur ein Mensch oder ein Tier bin.

Sowie mein schlafender Bacchus ganz klar in mir steht, wird er gleich zu Papier gebracht, aber ganz anders als die Skizze; da soll ein Leben, Licht und eine Wahrheit hineinkommen. — Wenn ich mich mit dieser Zentnerlast von Gefühlen hindurchwinde bis zu dem Zeitpunkt, dann wage ich mich daran, und sollte ich daran unterliegen; was habe ich davon, wenn meine schönsten Ideen zutage kommen, wenn ich ein alter Praktiker geworden? Nein, solange ich dieses Feuer fühle und jung bin, müssen sie heraus; Gott bewahre mich vor Alter. Und wie will ich studieren und zeichnen, wenn der Gegenstand meinen Bemühungen auch würdig ist! — Gott, was schwatze ich Dir alles vor, es muß Dir ja angst und bang werden; aber siehst Du, hier glüht's und brennt es, wie Feuer so mächtig, um die ganze Welt verbrennen zu können. Ich trage immer innerlich ein Etwas herum, was eben zuzeiten übersprudelt; ich bin eben ein Feuerbach und werde feuriger von Jahr zu Jahr.

Ich bin ein bewegter Mensch; alle Leidenschaften und Gefühle wandern ein und aus, alle wühlen sie, keine einzige aber hilft auf. Da muß ich mich denn auf mich selbst verlassen, denn ich will und mag kein Kleinigkeitskrämer mehr sein. Aber ich bin freudig, daß ich diese Welt in mir trage, und wenn sie mir auch Last macht; ich bin glücklich gegen früher, wo ich zwei Menschen in mir hatte, die miteinander zerfallen waren; jetzt

aber sind sie alliiert, es ist einer, und ich helfe mir jetzt eben durch, wo ich nur kann, ohne mich zu zerstücken.

Hinten strahlt mein Bacchus, der sich mir immer inniger im Geiste modelt und dessen Grundidee meine ganze Seele ist, nämlich kurz dies: „Daß der Gott im Menschen und in der Natur liegt“; darum schleppen sich diese Naturmenschen ihren Gott aus dem düstern Tempel in die freie, großartige Natur. Es kommt in Abendglut mit einer Aussicht auf reiche Waldung und unabsehbare Ebene, durch die sich ein Strom wälzt, der sich im fernen duftigen Parnaß verliert; der Bacchus wird gefesselt, und nur ein Leben und eine Handlung, die tief in mir steht. Ich mach' vielleicht erst übers Jahr meine Komposition im Schwarzwald, ich trage sie so lange in mir, bis sie rein und klar in mir ist. Und dann muß der Pinsel in Feuer getaucht werden, und mit drei Strichen muß es dastehen.

München 1848—1850

Sommer 1848.

Der junge Bacchus glüht im Traum (ganz anders als der vorige schlafende) und über ihm wölbt sich eine Laube von reizenden Früchten. Zwei luftige Windgötter mit Schwingen sind nun beim Naschen von seinem Panther ertappt (meine Einarmsidee, der Bacchus beschützt von seinem treuen Pardel). Der eine entflieht mit Riesenschritten durch die Luft, seine gestohlene Traube tragend, der andere, vom Panther am Tuche gehalten, flattert ängstlich mit den Schwingen und bläst den hartnäckigen Panther wütend an; das Ganze geht auf einem Berggipfel vor, und ganz Hellas und üppige Ebenen mit Seen, fernen Bergen liegt zu Füßen des Bacchuskindes.

Nach mehreren Naturbeobachtungen habe ich gefunden, gibt es nichts Schöneres als eine liebende Mutter mit ihrem Kleinen. Um ihr Bedeutung zu geben, nennt man sie Madonna, eine menschliche, liebende Mutter. Ich habe mir einen rührenden, kleinen Zug ausgedacht, den ich so oft in der Natur sah. — Das Kindchen im weißen Hemdle ganz und lebensgroß, die Mutter Brustbild. — Ich studiere alles nach der Natur. — Sei nicht ängstlich über die Idee, freue Dich, daß ich aus diesem Rubensieren heraus-bin, was aber sein mußte, notwendig; manche können den Rubens ihr ganzes Leben nicht verdauen, ich habe ihn mit achtzehn Jahren verstanden und im neunzehnten bin ich wieder ich geworden.

Du meinst, der Gegenstand wäre abgedroschen; ich will eine Mutter malen und ein Kind, daß den Leuten die Tränen in die Augen kommen. Keine Heiligenscheine, keine geraden Nasen. Sie wird rabenschwarz, der Knabe dunkelbraune Augen und Haare, der Hintergrund dunkel. — Die Madonna ernst und wehmütig, das Kleine liegt malerisch über ihre Schulter und zupft sie ungeduldig an den Haaren mit dem eigenen Ausdruck, der so rührt, halb lächelnd, halb traurig; es haben ihn die Kinder, wenn die Eltern an ernstere Sachen denken, sie möchten gern spielen, und doch bewegt sie der Ausdruck, und sie ahnen fast, was geschieht.

Meinen Faun und meine Mutter kann und konnte ich streng nach der Natur nehmen, dies andere ist geistig studiert und wird mit Keckheit hingesetzt; es ist das, woran ich all mein Feuer und Kühnheit auslasse, wenn ich erschöpft von der Madonna komme. Der Moment ist, wie die Amorettchen, vom Schlage des Knaben verscheucht, kichernd und lachend davonfliegen.

Oktober 1848.

Eine Skizze habe ich gemalt, Du kannst Dir's nicht vorstellen, wie es komponiert ist. — Ich behandle ein Kindchen nach dem andern mit derselben Liebe und Sorgfalt; ich will alles aufbieten, jedes so nett zu machen, damit sie nicht eifersüchtig aufeinander werden. Ich werde mich recht quälen müssen. Den ersten Entwurf habe ich nur so

aus dem Ärmel geschüttelt, jetzt aber geht das Arbeiten an. Zuerst, bis ich sie alle dahabe, bleibe ich einsam für mich, ich male sie ganz so aus meiner Seele heraus; stehen sie da, dann will ich den oder den um Korrektur bitten, aber nicht eher. Ich fühle nie wie jetzt, wie schwer und doch so leicht, wie erhaben und doch so kleinlich die Kunst ist; rasch und kühn ist der Gedanke, das geistige Bild, die Skizze da, man meint, man wäre ein Gott; nun, wie man nur einen Pinselstrich tut, fühlt man, wie sachte und vorsichtig man beginnen muß.

Ich arbeite in den Mußestunden an einem Karton, den ich unter der Hand ganz plastisch zeichnen werde, keine Feuer usw., nur um einen bestimmten Anhaltspunkt für meine Studien zu haben. — Jene wilde, übertriebene, geschmierte Manier ist vorüber, Rahl hat mich in eine gesunde Richtung gebracht. Ich konnte ja da nichts dafür, daß mir erst durch Rahl die Augen geöffnet wurden. Der Mittelweg fand sich, indem Schorn gleich verreiste und noch nicht da ist; währenddem besuchte mich Rahl und korrigierte so vortrefflich, daß ich Mund und Augen aufsperrte. Er nimmt ungeheueres Interesse an mir. — Sieh nur, diese eine Komposition, die ich beiden zeigte, fand bei Schorn direkten Beifall, ohne daß er in irgend etwas einging, sagte er immer: „Gut, gut, malen Sie das." — Rahl ging sie so durch, daß fast lauter Fehler darin sind; überhaupt, einen reelleren Mann habe ich noch nie kennengelernt.

Sommer 1849.

Ich muß auf ein halbes Jahr zu Rahl, und das bald; ich habe Köpfe von ihm gesehen, die einem Tizian und van Dyck Ehre machten; ich ruhe nicht, bis ich das kann, und wenn ich das kann, kann ich Porträtmalen und bin ein gemachter Künstler; — für das halbe Jahr muß ich ihm zwölf Louisdor geben, und er führt mir förmlich den Pinsel, bewacht die Komposition, lehrt mich Handgriffe, die ihn zu der außerordentlichen Gewandtheit gebracht haben! Ich entsage Italien, allem, allem, wenn ich nur zur Beruhigung meines Gemütes etwas los habe, malen kann, dann steht mir die Welt offen.

Mein jetziges Bildchen ist das Kind der qualvollen Stunden; ich arbeitete stumm fort, und alles wühlte in mir; ich arbeitete mit dem Bewußtsein, daß ich nichts kann. Ihr freilich werdet es hübsch finden und nicht fühlen, daß hinter den feurigen Farben ein zerrissenes Gemüt hervorblickt.

Oft wenn ich von Rahl nach Hause komme und alles, was ich brachte, nichts war, so setze ich mich mit ganz eigenen Gefühlen an Dein Tischchen und zeichne auf einem Blatt so überlegt und demütig, ich möchte so gern im kleinen zeigen und geben, daß ich groß fühle; ich plage mich an den kleinsten Empfindungen und Bewegungen; ich tröste mich, das wird Schule sein, und freue mich, daß ich noch jung bin.

Mai 1849.

Ich scheue mich, so wenig zu können; ich muß an eine Schule. Ja, ich gehe selbst in die Zwangsanstalt nach Antwerpen, wo man eingesperrt wird von morgens sechs bis

abends fünf Uhr, mit Freuden, nur will ich arbeiten und ein wütendes Streben um mich herum haben, nicht stets ein und dasselbe und noch einmal ein und dasselbe braune Kolorit. Ich ruhe nicht, bis ich Euch in einem halben Jahre einen Pack Studien gemalt habe, daß Ihr die Wände damit tapezieren könnt; dort werden jede Woche drei lebensgroße Porträts, Köpfe gemalt, in einem halben Jahre lerne ich mehr als hier in drei; wie die Manier, ist mir ganz gleich, meine Originalität bewahre ich eher, wenn die Klasse ein Streben hat, als wenn ich nichts sehe zum Bilden als die Arbeit eines einzigen.

Antwerpen und Paris 1850—1854

Antwerpen, Oktober 1850.

Seit acht Tagen bin ich in Antwerpen, und wir gedenken noch zwei bis drei Monate hierzubleiben. Der Aufenthalt hier ist langweilig, monoton, bis auf das Seeleben an der Schelde, was wirklich etwas Großartiges hat. Es hat mich nichts überrascht, es werden hier keine außergewöhnlichen Leistungen gemacht, nur ist ein reges, praktisches Naturstreben hier, entfernt von aller Schwindelei, was erfreut und wohltut; dabei wieder eine einseitige Rubensverehrung, die mich aber nicht mehr berührt; überhaupt glaube ich so ziemlich ruhig überlegen zu können, was jetzt zu tun und zu lassen ist. Wir sind auf der Akademie, unsere erste Probe ist schon gemacht, bis Mittwoch oder Donnerstag werden wir mit der zweiten fertig werden, und dann kommen wir zum Malen nach Modell; es wird zwar nicht sehr gut gemalt und namentlich nicht praktisch zum Porträtmalen, allein die Korrektur ist ausgezeichnet, und anderthalb bis zwei Monate wollen wir recht drauflosmalen.

Ich bin nun auf dem Standpunkt, daß ich glaube, beinahe, außer München und Berlin, überall etwas lernen zu können, nur Natur, Natur! Kommt einmal eine Gelegenheit nach Italien, dann wird mein Schönheitssinn in einem Monat geweckt sein und Früchte bringen. Hier gilt bloß Wirkung und frappante Natur, selbst wenn sie unschön ist. Aber gewiß gut ist es, daß ich diese Schule kennengelernt habe und noch kennenlerne.

Juni 1851.

Mein einfacher Plan wäre der, ich ginge jetzt auf vier Monate nach Paris und kopierte nach Ribera, Tizian, Veronese, um mir Stoff zu sammeln zu einem großen Bilde. Ich getraue mich wirklich nicht, ohne Vorstudien ein größeres Bild zu malen; ich werde in Paris auch noch in ein Atelier gehen und Naturstudien malen.

Paris, August 1851.

Diesen Winter muß ich auf jeden Fall ein großes Bild malen, und zwar etwas Ausgezeichnetes; wenn ich noch zwei Monate kopiert habe, dann habe ich einen Fonds für lange Zeit, besonders da ich alles für einen Zweck kopiere und ich die Komposition, die ich in einer schlaflosen Nacht mir ausgedacht, ganz im Geiste habe. Den Tag über bei dem Lärmen und Getöse ist's unmöglich, etwas Ruhiges zu denken.

Ich will die französische Kunst aus dem Fundament kennenlernen und dann ganz in mich zurückkehren, denn das ist und bleibt mehr als je meine Ansicht, daß jeder in sich einen Fonds hat, der größer ist als alles Angelernte. — Ich habe viel Mut und Hoffnung für meine jetzige Komposition, die ich geistig auf dem Louvre während dem Kopieren ausarbeite, bis sie so klar ist, daß ich sie zur Leinwand bringen kann.

Oktober 1851.

Mein Sinn, liebe Mutter, ist so ernst geworden, Du glaubst es gar nicht, ich will eine ganz ernste, tiefe Richtung verfolgen. Und meine Malerei soll ganz einfach und dramatisch wirken. Ich halte schon Modell und will die Aufzeichnung nächste Woche beginnen. Meine Bilder sind freilich nur erst schwache Versuche, ich muß eben alle Erfahrungen erst an mir selbst machen, während andere die Hand geführt bekommen durch eines Meisters Hand; mein Weg ist viel gefährlicher, aber wenn ich meinen Zweck erreiche, dann bin ich originell und ursprünglich wie ein frischer Wald.

Deine Beängstigung in betreff der Behandlung ist ganz gerechtfertigt, und doch sind die Antwerpener Bilder der Ausdruck dessen, was ich damals überhaupt fähig war zu leisten. Das ist aber jetzt ganz anders geworden, zudem stehe ich nicht vereinzelt hier, da ich täglich tüchtige Künstler um mich habe. Du sagtest, in meinen Bildern wäre ein großer Fortschritt; glaubst Du denn nicht, daß vier Monate in Paris einen anderen Menschen machen können? Ich habe den Hexenprozeß aufgegeben, weil ich fühle, daß mich eine Figur, ganz nach der Natur gemalt, mehr in die Höhe bringt als hundert kleine Figuren. — Ich fühle auch, seit ich den Gegenstand habe, eine solche Ruhe in mir, die mich mehr stärkt und kräftigt als die rastlose Begeisterung, mit der ich den Hexenprozeß komponierte, der ja nicht verloren ist. Verlasse Dich also, liebe Mutter, darauf, daß ich sage, daß es meine Ehre erfordert, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen.

November 1851.

Ich habe am Bilde noch nicht zu malen begonnen, ich war nie einig in Komposition und allem, aber ich bin froh, daß ich dieses Mal nicht mehr so schnell zu Werke gegangen bin, denn wenn ich nun zu malen anfange, kann ich mir über alles Rechenschaft geben. Es sind vier lebensgroße Figuren, ich habe sie unzähligemal umkomponiert, weil ich nie zufrieden war; jetzt ist die Idee klar und einfach. Das Sujet ist heiter, es ist der persische Dichter Hafis vor der Schenke, wie er, weinbegeistert, Ghaselen komponiert, umlagert von zwei schönen Knaben und einem Mädchen, die im Anschauen und Anhören versunken sind. Hafis ist gegenwärtig in ganz Deutschland bekannt, und ich hatte nirgends mehr Gelegenheit, orientalische Draperien zu studieren, als in Paris. Meine Komposition muß warm und leuchtend in der Farbe werden, und sie ist so einfach, daß eigentlich jede Figur mehr ein Studium nach der Natur ist. Ich habe mich, bis ich mich zu der Klarheit meines Bildes durcharbeitete, schrecklich quälen müssen; ich habe mir viel Kummer und schwere Stunden damit gemacht. Und jetzt, wo ich es endlich errungen habe, kann ich mir unmöglich mehr Illusionen machen und noch weniger davon sprechen.

November 1851.

Ich habe mich von allen Reminiszenzen freigemacht, ich habe im kleinen den Gegenstand angefaßt, er war mir oft zu gering; ich zauderte, komponierte es ganz um, war immer nicht zufrieden, kurz, der Verzweiflung nahe, aber immer sagte mir eine innere

Stimme, ruhe nicht, raste nicht, und so, unter dem Hin- und Hertragen wurde mir der Gegenstand immer werter und teurer, so daß jetzt in dem Stadium, in welchem bei meinen früheren Bildern schon wieder der Degout anfing, mir der Gegenstand so ans Herz gewachsen ist, daß ich lieber nicht leben möchte, als ihn nicht mit aller Inbrunst zu vollenden. Die Figuren sind lebensgroß, und, liebe Mutter, ich glaube, ich bin daran, das erste Kunstwerk meines Lebens zu machen. Ich bin selbst oft überrascht, wie in meinem so konfusen und unreifen Hirne eine so abgerundete Komposition hat entstehen können mit Ruhe und innerem Feuer. Alle, die die Aufzeichnung sahen, wünschten mir Glück und sagten, dies Bild würde mir unfehlbar Ruf verschaffen. — Ich erzähle Dir dies, liebe Mutter, nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht, ich habe stündlich Qual und Sorgen um mein Bild, und ich sage es bloß, um Dir zu zeigen, daß ich an der Pforte stehe und Einlaß begehre.

Mein Hafis im orientalischen Kostüm lächelt selig von Liebe und Wein und schreibt eine Ghasele an die Mauer, alle Zuhörer sind versunken im Anschauen und harren seiner begeisterten Worte, und das Ganze in Abendglut. — Ich denke immer an Mozart, dessen heiterer Genius eine Fülle von Weinen, die er nicht hatte, eine Fülle von Liebe, die er nicht genoß, in seine Werke schüttete. Mein Hafis wird Dir einen ähnlichen, in sich versinkenden Eindruck machen als der Mönch, nur wird er ganz Licht und Feuer. Ich möchte so etwas von der feenhaften Wirklichkeit arabischer Poesie, wie sie in Tausendundeiner Nacht gefunden wird. Mein Hafis ist rührend arm, denn seine Kleider werden abgetragen und schlecht, aber zu jedem genialen Loche muß der Dichter heraussehen.

Dezember 1851.

Höre, ich habe jetzt die feste Überzeugung, daß ich mit diesem Bilde mir Bahn breche; aller Flattersinn, alles verwöhnte Spielen ist aus mir gewichen, ich bin die Arbeit, ich lebe im Bild, es ist ein Stück von mir. — Ich male alles nach der Natur, im Kopfe des Hafis, der bereits beinahe vollendet ist, bin ich belohnt, und da liegt es darin, daß ich die Kraft erhalte, das ganze Bild würdig zu vollenden; das, liebe Mutter, ist der erste Abguß über die Natur, die spricht. — Alles Bisherige sind teils bloße Talent- oder Geistessachen, hier aber, glaube ich, wird ein Stück Leben herauswachsen.

Das lebensgroße Malen nach der Natur hat so etwas Erhebendes und Stärkendes, ich fühle mich in meinem Element, und die Schönheit der vorsitzenden Natur hält das hitzige Feuer und zu rasche Auflodern in ehrerbietigen Schranken. Ich rücke langsam vorwärts, aber was einmal steht, das bleibt auch. Ich habe täglich Modell, ich wende alles daran, meinem Bild jenen Liebreiz zu geben, der nur in der Natur ist, und den die schöpferischste Künstlernatur mit aller Glut der Phantasie nie ohne Natur erreichen wird. Ich kann Dir nur sagen, daß mich jedes Stückchen, mit Angst und Treue gemalt, beseligt, und daß ich nie so warm und rund und ruhig arbeitete. Jeder Tag bringt seine Mühe, aber auch seine Belohnung.

Februar 1852.

Oh, wieviel verdank' ich Paris, Tätigkeit und alleinige Sammlung im Bilde, und dabei in dem Getümmel gänzliches Vergessen all der kleinen Qual, Erinnerungen, die mich früher allerwärts peinigten. Paris ist großartig, es hebt und belebt, spornt den Ehrgeiz und macht geistig runder und vollendeter. Ich bin zu weich, um philosophisch zu sein, aber trotzdem wird die ganze Lebensanschauung klarer.

Ach, Du glaubst nicht, was mir Tätigkeit Bedürfnis ist; ich prüfe mich täglich und kann mir sagen, daß meine Kunst nicht mehr Eitelkeit oder Laune ist, sondern daß ich sie liebe, ohne in mich selbst verliebt zu sein. Nur das ist ein wahres Kunstwerk, in welchem sich die ganze Liebe des Malers ausspricht. — Für mein Bild habe ich von einem Norweger die reizendsten Früchte, Trauben, Melonen, Blumenstudien erhalten, und ich habe nun mein Bild umrahmt und staffiert, daß es von Sonne und Heiterkeit voll ist.

April 1852.

Der erste Maler hier, Courbet, nach Couture ohne allen Zweifel der liebenswürdigste größte Künstler, ist in den Dreißigern, der hat zehn Jahre lang verkannt, beinahe ausgelacht, mit seinen Bildern dagestanden; jetzt, seit zwei Jahren, ist er erkannt und steht in der Reihe der ersten Größen; er soll furchtbar gerungen haben. Sein jetziges kleines Bild ist für sechstausend Frank angekauft. So geht es. Couture ist erst aus der dunklen Armut vor zehn Jahren herausgezogen worden, verkannt, lieblos behandelt; jetzt ist er der Führer der neuen Richtung.

Nimm das Räsonnement für baren Ernst, ich will hier leben und bleiben und ringen und kämpfen; erringe ich mir hier nur ein Blättchen Lorbeer, dann habe ich einen Kranz für Deutschland und andere Länder. Mir ist alles erst klar geworden, seit ich die Franzosen habe verstehen lernen. Ein älterer Münchener, der mich besuchte, sagte mir, Sie malen ja ganz französisch; ich war so froh, und doch bin ich noch so weit davon.

November 1852.

Couture sagte mir, wenn ich erst so sorgfältig malen könnte, wie meine Zeichnung und Auffassung sei, dann würde ich bald zur «grande peinture» gelangen. Er kommt beinahe alle Tage und lobt und geißelt mit Geist und großer Liebenswürdigkeit. Im Louvre führt er uns nur vor Raffael, Tizian und Veronese. Kurz und gut, ich fühle, das ist der erste wahre Lehrer, nach dem ich mich mein ganzes Leben gesehnt habe, und bloß weil man mit Freude und Liebe, selbst beim strengsten Tadel, bei ihm malt.

Coutures Gestalten haben alle eine solche plastische Noblesse und Schönheit wie die Antiken. — Mir geht ein Licht über dem andern auf, was der liebe Vater trotz seiner Leiden immer wollte, und wenn ich auch spät zur Erkenntnis gelangte, so ist die Erfahrung für mein ganzes Leben.

Dezember 1852.

Couture, der wöchentlich drei- bis viermal kommt, korrigiert gut und scharf und verlangt, daß man auf dem Louvre nach Raffael zeichnet, und predigt immer Schönheit und Großartigkeit. Ich quäle mich bis jetzt noch fruchtlos ab; die Manier, die bei weitem nicht das ist, was Dich so in Heidelberg erschreckte, sieht aus wie andere gute Malereien; für den Laien hat sie nichts Rauhes und Rohes, für den Künstler ist die Weichheit und Feinheit der Farbe, so wie er es haben will, entzückend.

Der Geist der Manier ist ganz wie ich mir die Venetianer denke; den Geist habe ich nun schon los, aber jetzt muß ich mich unausgesetzt üben. Ich bin sehr zufrieden — trotz meines Ärgers und Kummers, wenn ich etwas Schlechtes gemalt habe. Ich komme aus dem Katzenjammer gar nicht heraus. Ich habe Couture früher sehr unrecht getan, indem ich ihn falsch verstand. Das Schöne an ihm und seinen Schülern ist das, daß seine so systematisch präparierten Studien zuletzt eben bloß wie die einfachste Natur aussehen. — Trotz alledem bin ich nicht vernarrt in ihn und nur so froh, daß ich mir einmal recht auf den Zahn fühlen kann und jetzt klar weiß, was ich noch zu lernen habe.

Coutures Bemerkungen und seine Leitung ist wirklich ganz frappant und reell. Er nimmt nun Interesse an mir und behandelt meine Mängel mit medizinischer Genauigkeit; er gibt mir die Mischung usw. an, dabei hat er meine frappante und energische Durchführung gelobt. Kurz und gut, liebe Mutter, ich segne die Stunde, in der ich sein Atelier betrat.

Ich bin jetzt auf dem Punkte, ihn und was er will, ganz richtig zu verstehen. Sonst, liebe Mutter, habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich wahrhaft glücklich fühle, und daß ich von Tag zu Tag Fortschritte mache und mir mein Gewissen, mein innerstes Gewissen sagt: „Anselm, das ist der rechte Weg!"

April 1853.

Ich möchte nicht wie Rubens vor der Welt für genial und produktiv gehalten werden, sondern ich möchte ein geschätzter Maler sein, geachtet, der wenige, aber nur gediegene Bilder malt. — Wenn ich alle Worte der Welt zu Gebote hätte, so kann ich Dir, liebe Mutter, nicht mein Verlangen und meine Sehnsucht ausdrücken, die ich nach einem so prächtigen, lieben Bilde habe. — Ich denke immer noch, daß mich der Himmel nicht so verlassen wird, daß ich nicht hier bleiben kann, und ja, ich habe sogar die feste Zuversicht, daß meine Lehrjahre und Wanderjahre bald geschlossen werden.

Sieh, wenn ich unsern Freund Knaus, der bei uns angestaunt, reich gemacht, verehrt und bewundert, ansehe und das, was er leistet, dann danke ich Gott auf den Knien, daß ich nicht er bin, dann möchte ich arm bleiben mein Leben lang, und wenn ich so malen wollte und die Leute mich lobten, lieber nicht geboren werden. Das klingt wie Schwärmerei, ist aber Wahrheit; ich versichere Dir, liebe Mutter, daß der Begriff Schönheit auch zu den sieben Weltwundern und -rätseln gehört.

März 1854.

Ich darf Dir offen sagen, daß ich jetzt oft nächtelang in Tränen gebadet auf meinem Kissen liege und mich frage: „Kind, was ist das Beste, was sollst Du tun, was ist recht oder unrecht?“ Ich leide ganz namenlos dabei; bald steht mein Bild so lebhaft und schön vor meinen Augen, daß ich meine, es ist besser, alles ins Spiel zu setzen, um ein Kunstwerk zu machen; dann frage ich mich wieder, bist du all der Opfer wert, und kann das etwas Gesundes werden, was mit soviel Leiden und Angst unternommen wird?

Trotz alledem wird mich mein guter Engel mit meinem Bilde nicht sitzen lassen; ich habe noch hinreichend Kraft in mir, trotz Hunger und Elend, etwas Gutes zu leisten. Meine Sehnsucht geht jetzt auf einige Tage aufs Land in die Natur, was ich tue, sowie ich kann, und dann hole ich mir ein frisches Herz und einen klaren Blick, was ich zu tun habe.

Karlsruhe 1854—1855

Mai 1854.

Mir bleibt nichts übrig, als mein jetziges Bild nochmals mit Hintansetzung alles dessen, was sein könnte, so gewissenhaft zu malen wie mein „Schlafendes Kind“, dann dasselbe nicht ausstellen, sondern direkt zum Regenten, wo er auch sei, zu bringen, ehe ihm die andern Giftkröten den Geschmack verderben. Mit dem jetzigen ist es fertig, ich aber nehme Gott zum Zeugen, daß ich getan habe, was ich nur konnte; es ist weich, fein und lieblich und wird, je länger man es sieht, desto angenehmer, aber niemand gibt sich ja die Mühe. In drei Wochen habe ich dann vier Bilder, mit denen ich in der Welt mein Glück versuchen will. Ich bin und bleibe aber ein Lump, ich mag arbeiten oder nichts tun. Und was bringt mich so herunter, daß ich bei meinen Sachen studiere und mich nicht begnüge, etwas hinzumachen, was ja so leicht ist?

Habe nur Mut, ich bin angeekelt und mißtrauisch geworden, aber ich lasse nicht los, und daß ich hier ausharre, muß Dir ja ein Beweis meines Ernstes sein. Du mußt nach Freiburg und hier in drei Wochen meine Sachen sehen; das Gartenhaus auszumalen, war meine glücklichste Zeit, und das sieht man auch; ich hatte gute Tage, zu trinken, zu rauchen, dabei sonniges Grün; was braucht der Mensch mehr? Ich habe eine Laube in der Laube gemalt, und durch die Rosen und Früchte springt eine leichte Tänzerin hervor.

Meine Bilder sind zum Langeansehen und Ein-bißchen-studieren, aber dann machen sie auch einen bleibenden Eindruck; die anderen knallen, aber werden zum Ekel, je länger man sie ansieht.

Oktober 1854.

Am Aretin habe ich mit der größten Anstrengung und Erfolg gearbeitet, und ich kann jetzt sagen mit der Hand auf dem Herz, daß dieses Bild mir meinen Namen feststellen wird. Schirmer tadelte nichts, es ist so ernst, und alle, die es sehen, sind mehr oder minder ergriffen.

Lamentieren kannst Du mir nicht mehr vorwerfen, denn Du hast keine Ahnung, was dazu gehört, ein solches Bild zu malen, und dabei sich mit Vergoldern, Schustern usw. herumschlagen, denen man noch etwas schuldet. Doch ich harre aus, mein Bild ist meine süße Hoffnung, meine Freude und meine Genugtuung.

Februar 1855.

Seit heute steht mein Bild wieder auf dem Atelier; ich erhalte vom Ministerium den ganz kurzen Bescheid, „daß man Anstand genommen habe, es nach Paris zu schicken“. Wenn ich Dir beschreiben soll, wie sehr ich seit zwei Tagen im Gemüt leide, würden Worte nicht hinreichen. Ich möchte mich darüber wegsetzen mit aller Kraft, aber das nagt an mir; ich kann nichts essen, alles quillt mir im Munde; das war der letzte Stoß.

Habe ich verdient, daß ich verdammt bin, unter diesen Schandgesellen hier leben zu müssen? Ich habe hier nur herunterzuwürgen, und die ewige Pein und Not geht mir an die Gesundheit. Wie soll ich denn in solchem Zustande arbeiten? Ich kann nicht.

Ich habe heute lange vor dem Bilde in Wehmut gesessen, es war, als spräche es mit tausend Zungen in seiner Einfachheit; das ist gewiß, wenn ich diese Kämpfe, die noch lange dauern mögen, überstehe, dann werde ich gerächt für eine solche schimpfliche Behandlung. Ich gehe jetzt ernstlich mit mir zu Rat, was ich beginnen soll; es wird der Entschluß bald da sein, jetzt bin ich zu gereizt und schwach dazu.

März 1855.

Die Grablegung ist in der Anlage das Beste meiner bisherigen Arbeiten; ich arbeite daran mit Leidenschaft; die kleine Sängerin ist beinahe fertig für die Leute, und das Beste, die Versuchung, ist der Vollendung nahe und ein Bild, was nun allgemein gefallen wird, ich habe es mit Todesverachtung ganz umgeändert, und jetzt segne ich die Kommission, ich segne sie dafür. Ich taufe es zeitgemäß Tannhäuser; es macht eine geisterhafte Wirkung, der Mönch ist in wilder Bewegung zurückgesunken, und sein Gesicht, bleich mit verwirrten Haaren, ist zwischen Traum und Wachen; das Weib, geisterhafter, mehr bekleidet, ganz von Waldesdunkel umhüllt, ruft ihn an; kurz, wenn Du es nur sehen könntest.

Heute in aller Frühe war Schirmer voll Freude bei mir, mir mitzuteilen, daß die Verhandlungen begonnen. Und zwar derart, daß ich vorderhand das Reisegeld erhalte und dann zunächst drei Monate in Venedig monatlich vom Bankier ausbezahlt werde. Und es wäre das als Pension betrachtet, die sich jahrelang hinausdehnen kann, wenn meine Leistungen derart sind, daß mir ein längerer Aufenthalt in Italien nötig ist.

Venedig und Florenz 1855–1856

Venedig, Juni 1855.

Ich bin zwei Tage in Venedig und habe vergeblich nach Ruhe gerungen, an Euch, die Ihr mir nie aus dem Gedanken gekommen seid, ein paar Zeilen zu richten. Ich hätte nie geglaubt, daß es einen solchen Abgrund von Gefühlen gibt, die ein Menschengemüt bestürmen können. Zuerst nachts beim Einfahren sprachloses Staunen, niederdrückende Melancholie, dann eine innere Freude, die die Brust zu zersprengen droht. Die Nacht betraten wir S. Marco, ein Feenmärchen; denkt Euch einen Traum, in dem sich die rastlose Phantasie Paläste, Feentempel baut, die sich alle hell und in Gold strahlend gegen einen mit Sternen besäten Nachthimmel absetzen, wunderbar phantastisch, toll und doch einheitlich, alle Baustile verachtend und doch alles in sich fassend. Dabei Meer, wohin man sieht, Musik und Blumen, zahllose Menschen, zahllose Lichter.

Den Tag ist Venedig, wie Boz sagte, eine schlummermüde Stadt, die sich schlafen gelegt hat in der heißen Mittagssonne. Ich habe noch wenige Bilder gesehen in der Kühle einiger Kirchen, aber genug, um jetzt zu wissen, worin meine Zukunft liegt. Alles, was ich so dunkel gefühlt, ist hier ans Licht gebracht, die Venetianer in ihrer dunklen Glut haben eine Sprache, die verlorengegangen zu sein scheint. — Als gutes Vorzeichen gilt mir, daß das erste Bild, die erste Kirche diejenige war, wo Pietro Martyr von Tizian ist; ich war in der Mittagshitze herumgelaufen, trat ein und sah es. Noch war ich nicht in der Akademie, sonst hätte ich nicht schreiben können, aber nimm die Versicherung, daß jetzt meine reichste Zeit beginnt. Ich will, abgeschlossen von der modernen Welt, in dieser Stadt der Toten Lebendiges schaffen. Wir wohnen am Meer, zahllose Schiffe wiegen sich vor dem Fenster, drüben Inseln mit Kuppeln; wir haben die Wohnung bloß für diesen Monat, da sie zu teuer ist, aber gesund; sowie wir Venedig kennen, ziehen wir hinein. Ich werde sobald von Venedig nicht loskommen, ich werde es zu lieb bekommen, es ist ja alles da.

Meine Reise, davon später, war Bild auf Bild, doch alles erblaßt vor dem nächtlichen aus dem Meere ersteigenden Venedig. Wunderbar waren zwei Tage in Verona; da ruhen die alten Fürsten in steinernen Särgen in heller Mittagsglut auf offener Straße. Heute und morgen geht ein reges Umhertreiben los, von dem ich Euch in vierzehn Tagen klar berichten werde.

In München war mir's unheimlich, es ist eine geistige Luft da, die ich nicht vertrage; beim Künstlermaifest blies mich abends eine so kalte Schneeluft an, daß ich zwei Tage lang nicht sprechen konnte, im Bette liegen mußte, Arzt brauchen, wobei Scheffel den liebenswürdigsten aller Krankenwärter machte, mich mit Senfteig beglückte. Am dritten Tag meines Stummseins wurde mir's unbehaglich, eine innere Stimme sprach deutlich: „Italien, dort kommt deine Sprache wieder.“ Ich sagte: „Heute reisen wir“;

denselben Abend fuhren wir schon dem Gebirge zu; wir waren beide stumm, ich war unendlich niedergeschlagen. Nach Mitternacht, als alles schlief, stieg der Mond herauf, und wir fuhren in das nächtliche Gebirge hinein; ich tat kein Auge zu. Morgens einhalb vier kam's an einen Berg; ich ließ den Wagen hinter mir und lief eine Stunde hinan, und da war's, wo mir die erste Beseligung kam, unten Nacht, ringsherum Totenstille, hoch über mir die bleichgeröteten Alpen, im weiten Kranze die Eisriesen, so rein gezeichnete; ich lehnte mich über die Brustwehr, und meine Gefühle waren unaussprechlich. Als der Wagen kam, konnte ich den schlafenden Scheffel schon mit lauter Stimme rufen. Bis Mittag zog sich der Weg mühsam durch die Schluchten, bis plötzlich nachmittags, fünftausend Fuß unter uns, das ganze strahlende Inntal lag, dann rasch hinunter, an der Martinswand vorüber, Innsbruck. Eine heiße, pfäffische Stadt. Die anderen zwei Tage durchs lange, heiße Tirol, bei Bozen die ersten Zypressen und Oliven. Gottlob, ich habe ein paar helle Augen im Kopf, die unmittelbar ins Herz führen, und so stehen meine Eindrücke wie geharnischte Männer in meiner Brust; und wenn ich bei Euch auf dem stillen Balkon sitze, dann will ich erzählen ganze Tage und Abende. — Nach Bozen das alte Trient, dann mit einem raschen Vetturin über die Berge, das reizende Sarcatal entlang nach Riva. Das Sarcatal war das Schönste, ganz italienisch, da fühlte ich zuerst, wie man Italien malen müsse. Die Gegend war unbewohnt, das Tal mit den wildesten Granitblöcken übergossen, dazwischen stille kleine Seen mit alten Kastellen darin; dahin muß man gehen, wenn man weltmüde ist, das gibt Ruhe und Stimmung. Abends lagen wir im Fenster des Gasthofes in Riva, da lag der Gardasee im Mondschein, und wir fragten, wachen oder träumen wir?

Scheffel ist ein feiner, liebenswürdiger Mensch; und wenn ich an all die Gespräche im Wagen denke, so weiß ich nicht, was schöner ist, die Mitteilung und die stille Begeisterung, die sich noch nicht Luft machen kann, oder die Natur, durch die wir fuhren. Jetzt Verona, die stille, heiße Stadt, die Frauen mit schwarzen Schleiern, römisches Theater, angeschwärzt vom Alter, mitten in der Stadt; die Etsch, ein wildes, gelbes Wasser, wälzt sich durch. Grabdenkmale, der Platz Signoria, eine stille, trauernde Pracht, dabei heimlich und klein wie ein Zimmer; der erste Paul Veronese und Bonifazio. — Anderen Tages an Padua vorbei, der heilige Antonius mit sechs Kuppeln, dann wird's Abend, Nacht. Die Eisenbahn führt ins endlose Meer hinein, immer fort; da liegt Venedig, langgestreckt mit zahllosen Lichtern, als wolle es in der Nachtkühle baden. Gondeln liegen da; wir steigen ein, und geräuschlos taucht Palast auf Palast auf, verschwindet; wir kommen in Seitenkanäle, eng, schwarz; die Gondoliere bücken sich unter dunklen Brücken, rufen sich zu. Endlich hält's, «buona sera»; ein Kellner mit Licht führt uns in ein hellerleuchtetes Haus. Wir fragen nach S. Marco. «Sempre diritto», und da stehen wir denn, nicht wie die Ochsen am Berge, sondern wie Aladin mit der Lampe aus Tausendundeiner Nacht.

Jenen Abend wurde wenig gesprochen, viel gedacht und sich schlafen gelegt mit dem Gefühle, wie es in Vaters Biographie heißt: „Er war verzaubert und wußte die

Formel nicht, den Schlüssel." — Jetzt dieser Gedankenstrich bedeutet das Ringen, Suchen, Finden, kurz alles, was hinter mir ist; jetzt bin ich klar. Was soll ich von den Venezianern sagen? Das ist eine Brüderschaft der echten Farbe, kurz, sie müssen so sein, wie sie sind. Alle unsere moderne Kunst macht mir keine Schmerzen mehr, ich bin da, wo ich sein muß, und hätte ich zu ihrer Zeit gelebt, so würde sich vielleicht in mancher dunklen Kirche ein Bild finden, was sich still in die große Kette als bescheidener Ring anschließen dürfte.

Die Venezianer sind ernst in ihrer Heiterkeit, und heiter im Ernst, sie brauchen nichts zu suchen, weil sie es schon haben. Wöchentlich zwei-, dreimal stürze ich mich ins Adriatische Meer und wasche alte Sünden ab, und von Tag zu Tag kommt mehr stille Heiterkeit, Ruhe und Klarheit über mich. Das Leben ist so einfach; mehr denn zwanzig Bilder sind hier, wo dunkle Madonnen sitzen in schöner Architektur, umstanden von ernsten Männern und Weibern in heiliger Konversation, und immer sitzen drei Engelchen unten mit Geigen und lieblichen Flöten; das sind Bilder, in denen alles gesagt ist, was man braucht, um schön zu leben. Bei den Armeniern war ich, Vater zuliebe; ein junger bildschöner Frater führte uns herum; wir sprachen französisch, ich konnte mich über Erwarten gut ausdrücken; er lud mich ein, sie öfters zu besuchen. Ich werde später einen malen und das Bild ins Kloster schenken. Sie sind auf einer Insel, lieben die Blumen und sind gelehrt, fein gebildet und haben ein überaus gefälliges Lächeln. Sie lassen Bart und Haare wachsen, sind ganz schwarz, gehen langsam und stolz. Ich mußte an meinen lächelnden Hafis denken.

Doch jetzt zur Hauptsache, was ich arbeiten werde. Ich male Tizians Himmelfahrt. Meine Gründe dafür sind klar und logisch: erstens, weil es das Schwerste ist; zweitens, weil ich weiß, für wen ich male. Der Ausdruck der Madonna ist so schön, daß er jedermann verständlich ist, dem deutschen Publikum. Die Glorie der Engel ist reizend, und bei allem dem ist das Künstlerische doch überwiegend. Drittens, weil ich meine Verpflichtung großartig lösen will; und daß dies dann die erste und letzte Kopie sein wird und ich nachdem dann alles machen kann, was ich will. Viertens erwarten sie das nicht in Karlsruhe, und die Galerie kauft's.

Juli 1855.

Scheffel wollte jetzt schon weg, wegen der unerträglichen Hitze, er wartet aber jetzt noch vierzehn Tage, dann gehen wir zusammen an den nahen Gardasee, den Monat August in gute Luft, in ein Bergnest, wo ich Landschaften in der Natur malen will. Du wirst damit einverstanden sein, denn Erholung ist durchaus nötig, da wir ganz eingefallen aussehen und der heißeste Sommermonat bei den sumpfigen Kanälen ungesund wäre.

August 1855.

Ich mußte das Malen einstellen, und dann hieß es: fort; noch fuhren wir wie Gespenster über den funkelnden Gardasee, und dann kamen wir an unserem öden Ge-

birgssee an, im Kastell, was mitten im Wasser steht; herrliche Luft, freundliche Wirte, Schlaf köstlich, und, wie die Jugend ist, ich bin stark geworden in den zehn Tagen, sehe blühend aus und erkenne nur noch wie eine dunkle Ahnung, daß es diesmal wirklich ernst war. — Der erste Sonntagsmorgen hier steht ewig in meinem Gedächtnis. Wir wurden um sechs Uhr morgens, wie es hier Sitte ist, in die Kapelle zur Messe gerufen, dann stiegen wir herauf und setzten uns in den sonnigen Vorsaal. Rechts stand die große Tür offen, und wir sahen in den alten Burghof aus dem fünfzehnten Jahrhundert; auf einer Eisenstange unter den Bogen saß ein Schwälbchen, das sang mit ganzer Inbrunst. Vor uns ging der Kapuziner in brauner Gewandung langsam auf und ab und las im Brevier; durch die offenen Fenster blitzte der See im hellen Sonnenschein auf, und die Berge standen in zitterndem Dufte. — Wer da nicht gesund wird, der bleibt ein kranker Mann sein ganzes Leben. Unser Leben ist ganz Natur, frühmorgens fahre ich über den See und bin den ganzen Tag draußen und male nach der Natur; vier große Studien habe ich bereits vollendet, die werden mir herrliche Hintergründe werden für historische Bilder.

Wenn ich weit draußen male, dann habe ich als Unterschlupf meine Osteria in dem phantastischsten Gebirgsdorf der Welt, dort ist ein kleines Stübchen, drüben die Trümmer des Schlosses Madruz, unten ein toller Mühlbach; dort komponiert sich's und sinnt sich's so schön, wenn man müde ist vom Arbeiten draußen in der hellen Sonne. Die Natur ist wild, groß und streng wie historischer Boden, und mögen da manche künftige Bilder ruhen, die mir erst später in weiter Ferne aufgehen.

Mein Landschaftern hier war reizend, und ich bin an Leib und Seele gesund dabei geworden. Jeden Morgen fuhr ich über den See in ein Flüßchen, dort wurde die Barke im Schilfe geborgen, dann hatte ich anderthalb Stunden in einer Laube von Welschkorn, Weinranken usw. zu gehen; es war ganz geeignet, um vor- und zurückzudenken und zu komponieren; dann ward die Gegend wild, und bei Bauersleuten, deren Haus ein eingestürzter Granitblock ist, war mein Motiv. Dann wurden Tücher gespannt und gemalt, abends heim. Man findet hier tausend Sachen, und in späteren Jahren kehre ich wieder zurück; ich kenne sämtliche Bauern, die mir gern Modell stehen, und dann führe ich meine Bilder gleich nach der Natur aus.

September 1855.

Gesegnet sei die Malerei, da, wenn man keine Ideen im Augenblicke hat, malt man nach der Natur und hat etwas Gutes getan; hingegen die Leute, die immer etwas Geistreiches sagen müssen, liegen monatelang brach, und es ist eigentlich auch dann keine eigentliche Arbeit, da man heutzutage in der Literatur ja sagen kann, was man will. Ich weiß nicht, ob ich mich klar ausgedrückt habe. Ich bin eben bloß Maler und Künstler durch und durch; meine Unruhe wird immer geregelter, und jetzt erst kann ich sagen, ich könnte der Kunst zuliebe mein Leben opfern. Du glaubst nicht, weil ich in Worten nicht

sagen kann, wie klar mir der Weg geworden, den ich bereits durchschritten, und wie bestimmt und fest gezeichnet und ernst der zukünftige ist.

Gesegnet sei die Stunde, die mich Herr der Technik werden ließ, um jetzt dem Geiste unbeirrt nachgehen zu können. Das habe ich eigentlich schon vor zwei Jahren gesagt, und man hat es mißverstanden. Vielleicht bleibe ich den Winter hier und male ein paar reizende Bilder; denn siehst Du, darauf gebe ich nichts, wenn die Maler sagen: „Zuerst vier Monate Venedig, da holen wir uns das Kolorit, dann wird uns Michelangelo mit Großartigkeit und Raffael mit Lieblichkeit und Schönheitssinn versorgen.“ Siehst Du, das will gar nichts sagen. Habe nur volles Vertrauen zu mir, ich werde wissen, wo meine Schätze zu heben sind, allzuviel ist oft vom Übel. Mein richtiger Instinkt wird mich leiten; ich möchte mir Rom noch aufsparen, denn ich bin keiner der großen modernen Herren, ich begnüge mich mit gesunder Kost und hasse das Table-d'hote-Essen in den Tod. Wer Tizian, Raffael, Michelangelo so schnell verdauen kann, der hat, mit Respekt gesagt, einen S . . magen.

Eins habe ich jetzt heraus, daß unsere moderne Kunst nichts ist als geschminkte Leichenpoesie. Und Gott gebe mir den Segen und die Kraft, mit Hilfe der Toten und dessen, was mir die Natur gegeben, noch einen Fußpfad, der zwischendurch auf den Olymp führt, zu finden.

Ich bin noch an der Assunta, weil ich ihr das äußerste Maß der Ausführung geben will; Du wirst Augen machen über die Glut und Fülle der Figuren, auch wirst Du mit Freuden meine Fortschritte in der Feinheit der Behandlung gewahren; ich kann jetzt mit vollem Bewußtsein sagen, ich habe die Haustür zu meinem zukünftigen Zauberschloß gefunden. Ich will und muß Venedig noch beschließen mit einigen Bildern, in denen ich als Meister der Ausführung dastehen will. Ich habe heute nichts essen können und fühle mich ganz sonderbar bewegt. Meine zukünftigen Bilder haben sich meines armen Kopfes so bemächtigt, sie herrschen und wollen heraus.

Oktober 1855.

Die Poesie steht lebensgroß auf der Leinwand, das kleine Bild ist untermalt, ich bin in Studien begraben, die Handzeichnungen decken eine Wand. Der Kopf der Poesie ist ein Meisterstück geworden, und das Ganze sieht aus, als ob sie sagte, „drei Schritte vom Leibe“. Dir, liebe Mutter, darf ich es aussprechen ohne Arroganz, aber ich glaube, es wird ein großes Werk werden, was manchen bösen Mund stumm machen wird.

November 1855.

Liebe Mutter, wenn Du meine zwei Bilder sehen könntest, wie ganz anders innig und lieb die sind. Die Poesie kommt in den Rahmen der Versuchung, das andere ist klein und steht schon untermalt in meinem Zimmer. Einige Freunde sitzen stundenlang davor und sagen, meine Poesie stünde Raffael zur Seite an Großartigkeit.

Wie kommt es, daß meine Bilder in wahrhaft majestätischer, abweisender Ruhe dastehen, und der, der sie geschaffen, ist ein schwankendes Rohr?! Mir ist mein Leben

wie ein Traum manchmal, oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alte Galerien und sehe meine eigenen Werke in stillem Ernst an den Wänden hängen. Ich bin zu Großem berufen, das weiß ich jetzt; mein Leben wird erst zur Ruhe kommen, wenn ich tot bin; Leiden werde ich immer haben, aber meine Werke werden ewig leben. — Die Poesie ist eine stehende, bekleidete weibliche Figur, ernst und schwarz, mit einem Lorbeerkranz; sie hat auf einer altmodischen Violine gespielt und steht nun da, in tiefe Gedanken versenkt, welches Nachsinnen auch auf zwei lieblichen Kindern liegt, die sie umgeben; das Bild wird in seiner stillen Majestät eine ergreifende Wirkung tun. Das andere steht untermalt neben mir und ist klein. Es sind musizierende Hirtenknaben, im Walde am Wasser, und hinten, herbeigezogen von den Tönen, kommt eine feuchte Nymphe, die lauscht. Ein Bekannter saß lange davor und sagte, man höre Töne und fühle das leichte Herannahen der weiblichen Gestalt. Siehst Du, liebe Mutter, Du wirst vor Freude weinen, wenn Du die Bilder siehst.

Wie oft bin ich stundenlang in meinem Zimmerchen herumgerannt, in Gedanken, was da noch werde mit meinen Bildern und mir, und wenn ich sagen sollte, ob ich zu Tode betrübt oder freudentrunken war, so weiß ich es nicht; das ist, glaube ich, bei allen Künstlernaturen, und wie sehr weiß ich es zu schätzen, daß ich mich Dir gegenüber mit allen meinen Schwachheiten aussprechen darf, da Du weißt, was für ein erschrecklich guter, aber reizbarer Mensch ich bin.

Während meine früheren Bilder mehr Gedankenblitze waren, so ist jetzt ein ganz anderes Gefühl über mich gekommen, wie Glockengeläute nach Gewitter; die Grazie und die Schönheit ist mir aufgegangen, gegen diesen Wert gibt es keinen mehr. Etwas vom Geiste meines lieben Vaters, es kommt spät, aber jetzt mit vollem Bewußtsein. Mein Gemüt ist noch ganz unverdorben, gut und rein, und da so wüste Schicksale, Leidenschaften nicht imstande waren, mir diese Blume der Poesie zu rauben, so wird auch meine Stunde schlagen, wo ich Dir Ehre und Ruhm zu Füßen legen kann. Mein Geist ist rastlos tätig, und wenn ich die hinterste Wand wegschiebe, so funkelt etwas durch die Spalten wie viel Licht.

Dezember 1855.

Die Komposition ist gemacht. Das Bild wird heißen „Italienisches Dichterleben“ oder „Der Garten Boccaccios“. Es sind kleine zierliche Figürchen, die mit großer Feinheit gemalt werden müssen, in eine reiche Architektur. Die Hauptgruppe der greise, lächelnde Dichter, um welchen sich Frauen geschart haben, deren jede ihn bekränzen möchte. Im Grunde links, im Schatten, wird eine Symphonie gemacht, und lauschende, wandelnde Gestalten, sprechend oder in der offenen Marmorgalerie tafelnd, erfüllen das Bild; heitere Luft, Brunnen und ferne Berge. — Es soll ein Stück altes Italien sein, und die Komposition ist streng, einfach und klar. Das andere kleine Bild geht der Vollendung entgegen, Wald, lauschende Nymphe und Hirtenbübchen am Wasser musizierend. Die Poesie, alles überschauend, hat jetzt eine schöne Architektur, und sie hebt sich

feurig dunkel von weißem Marmor, auch steht sie auf Marmor, hinter ihr eine einfache dunkle Landschaft. Die Bilder bilden den lieblichsten Kontrast zueinander und versprechen mir einen feinen, genußreichen Winter; wenn ich das dritte beginne, dann male ich an dreien zugleich und ermüde so nie, eines ruht mich vom anderen aus.

Ich kam mir ordentlich verbrecherisch vor und meine Bilder alle fade und arrogant. Ich war entschlossen, sie aufzurollen, ein neuer Mensch zu werden, Geld zu machen, Geld und damit abzubüßen. — Siehe, wie gut solche Zeiten sind — heute trat ich als wieder stattlicher gesunder Mensch in mein verwaistes Atelier und, liebe Mutter, ich schlug mir an die Stirne und sagte mit Hafis: „Das ist kein Wahn." Hinten stand die Poesie in Lebensgröße mit der Violine, und es stand ihr an der Stirne geschrieben: „Vollende mich, ich werde noch so dastehen, und wenn du selbst längst begraben bist." Sie hat recht, sie soll auch fertig werden, ich habe einen heiligen Eid geschworen.

Dann waren da die Musikanten im Walde, rechts stand auf weißem Papier fertig der Tempel zum Dichtergarten, links die lange Handzeichnung von mir, die Dichter selbst. Die Komposition ist ganz träumerisch und wandelt hin und her. Vor untergehender Sonne wandeln die alten Dichter Petrarca und Boccaccio in ihrem Garten umher; sie sind umgeben mit lauschenden, gehenden Frauen; der eine beendet eben mit lächelndem Gesicht ein Sonett, eine Erzählung oder Märchen, worin die Zuhörer versunken zu sein scheinen. Links, in dunklen Lorbeerbüschen, stimmen Musikanten ihre Geigen; hinten reiche Ebene mit blauen Bergen, schon dämmerig. Nun frage ich Dich, liebe Mutter, sind das Ideen, die man auf dem Strohsacke findet? Ich sagte: „Anselm, was wären deine Bilder, was wäre dein Leben, wenn dir das Schicksal immer förderlich wäre! Hätten deine Bilder diese ruhende Leidenschaft, wenn du selbst so ruhig wärest, oder sind solche Dinge nicht wert, daß man ihretwegen vom Schicksal nicht ein wenig gebeutelt sollte werden? Machst du deiner Mutter eine größere Freude, wenn du etwas Schlechteres machtest?" Und am Ende müßte ich sagen, daß, weil ich es wirklich so sehr ernst meine, das Schicksal mir gewiß helfen wird, und sei es nicht meinetwegen, doch meiner Bilder wegen. Es handelt sich um wenige Monate, und dann stehen sie in der Welt, und der Segen kommt.

März 1856.

Trotz alledem leide ich im Gemüte, manchmal glaube ich, mein Bild wäre so nobel und schön, und dann wieder kränkelt Unzufriedenheit an mir. Es ist kein Bild nach der Mode, es ist zu streng und schmucklos; ich erwarte von dorther keine Bewunderung, kein Verständnis, aber der liebe Gott möge mir's verzeihen, ich kann nicht anders. Das Bild wird kalt lassen, man wird nicht begreifen, daß ich mit meinem Talente so etwas Langweiliges machen konnte. Versprich mir eines, liebe Mutter, gehe mit Emilie hin, wenn es im Golde dort steht, und dann schreibe mir, denn es wird mir so wohltun, in vier bis fünf Wochen wird es dort sein. Ich hoffe, Du wirst es würdigen, und es wird Dich ergreifen, und es wird Dich etwas anwehen, als ob das Bild kein Kind

unserer Zeit sei. Versprich es mir, nur zwei Menschen, die es fühlen, und Gott gebe seinen Segen dazu.

Also weg, all ihr Gedanken, das Leben ist nur eine Weile, die Kunst ewig, und was ein Mensch einmal wahrhaft empfunden hat, an dem muß doch etwas sein. Und später, wenn der launenhafte, leicht erregbare, zaghafte Mensch nicht mehr ist, dann steht eben die Malerseele rein da in den Werken, und niemand wird fragen, wie hat er gelebt und gerungen, sondern was hat er gemacht?

April 1856.

Ich habe Deinen letzten lieben Brief so lange herumgetragen, bis er ganz fadenscheinig geworden ist, und ich glaube wirklich, daß ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, ein solches inneres Verhältnis ein Stück Glückseligkeit auf Erden ist, und wenn wir keine Kämpfe gehabt hätten, würde es auch nie so geworden sein, wie es nun ist. Ich war und bin ein launischer, weicher Knabe, aber ich habe instinktiv schon seit langer Zeit gewußt, wo ich hinaus will in meiner Kunst.

Auf jeden Fall wird ein Aufenthalt in Venedig bis zum Spätherbst nötig werden, denn in dieser Viehhitze nach dem Süden gehen, heißt sich den Tod holen. Ich habe mich schon darein gefunden; erstens ist die Poesie der Beweis, daß man auch hier etwas Gutes schaffen kann; zweitens muß der Dichtergarten zu Eurem Besten vollendet werden; es ist ein Bild, was unsägliche Arbeit erfordert und was nur hier gemalt werden kann; dann bin ich wohl und jetzt akklimatisiert und kann an die See gehen, wenn es zu heiß ist. In Rom, im Winter, male ich dann ein großes Bild aus Dante oder den Propheten. Da hilft mir nun kein Gott davon.

Dein Brief hat mich mit stillen Vorwürfen erfüllt; Ihr in Eurer kleinen, sparsamen Häuslichkeit, ich im schönen Italien. Und dennoch, wenn es irgendeine Wahrheit gibt, so habe auch ich meine Leiden und Schmerzen, und statt des erträumten Lorbeerkranzes fühle ich's oft wie eine Dornenkrone auf dem Haupt. Dann lese ich oft im Buche meiner Handzeichnungen und finde da ausgesprochen und in Wirklichkeit, was mir Kopf, Sinn und Herz bewegt.

Für Rom habe ich aus Dante ein Bild, Inferno canto V, Emiliens Lieblingsstelle; auch wird es mir gelingen, alle Glut der Leidenschaft zu schildern. Warum fühle ich mich nur immer so weich gestimmt! Ich weiß es nicht, meine Ideen und meine Farben haben Kraft, und der Mensch ist wie ein Rohr. Ich möchte rufen: „Ein Königreich für ein wenig Phlegma von meiner Seite.“ Es wird mir, wenn ich Venedig verlasse, doch stets eine stille Sehnsucht danach bleiben, denn es ist und bleibt ein Traum. Alles Leben hier ist innerlich, und es gehört ein kräftiges Gemüt dazu, bei all der vermoderten Pracht sein eigenes Lorbeerbäumchen großzuziehen.

Mai 1856.

Wenn Du in mir einen desperaten Menschen erwartest, so irrst Du Dich. Du wirst Dich vollständig beruhigen, wenn Du siehst, daß ich gesonnen bin, mit äußerster

Energie zu handeln. Ich kann nicht leugnen, daß der Schmerz wie ein Raubtier an mir hängt, aber ich werde es abschütteln. — Es ist mir wegen Dir, daß ich als Bettler heimkommen muß, wo ich mir des nobelsten Strebens bewußt war. Jetzt vorderhand hilft alles Reden nichts. Daß es mit Karlsruhe aus ist, wird jeder Mensch, der noch einen Funken Ehre im Leibe hat, einsehen. — Was ist es am Ende? Daß mein Abschied ohne Eklat vor sich geht, ist natürlich, ich muß mir in Ruhe Geld machen, daß ich niemanden mehr brauche.

Ich reise morgen nach Florenz. Das Schicksal eines Menschen hängt oft an einem Haar; schon war ich im Bureau, um mein Billett für Mailand zu lösen, da hörte ich, daß alles überschwemmt ist; sogar, siehst Du, die Elemente verschwören sich. Wir haben uns nicht zu schämen, und die Wasserfluten sind Schicksalsfluten geworden, denn ohne sie käme ich nach Hause. Es überschauert mich noch ein bißchen, doch bin ich glücklich, und eine innere Stimme sagt: „Du mußt!"

Florenz, Mai 1856.

In Padua habe ich viele Stunden auf meinem Plaid auf einem grünen Stadtwalle gelegen, von den mannigfachsten Empfindungen nicht durchbebt, sondern durchschüttelt; ein ganz namenloser Schmerz, warum, weiß ich nicht, dann wieder eine dunkle, mir unerklärliche Freude. — Das war das letztemal, wo so Vergangenheit und Zukunft schreckbar und heiter an mir vorübergezogen sind; lassen wir alles in Padua zurück. In Bologna habe ich, wie der liebe Vater, vor der heiligen Cäcilia gestanden. Dann fuhr ich vierzig Miglien lang durch das Hochgebirge der Apenninen; wie schön das klingt, eine Gegend, deren grausenhafte Öde und Verlassenheit sich mit Worten nicht beschreiben läßt, aber es macht die Seele ruhig und stimmt sie ernst.

In selber stillen Mondennacht bin ich noch einsam durch Florenz gewandelt, und mein guter Stern führte mich wie ein Kind am Gängelbande über all die so fremden und doch so wohlbekannten Straßen und Plätze; so kam ich auf die Piazza di Gran Duca, wo die kolossalen weißen Marmore herüberleuchteten; ich erkannte neben einem rauschenden Brunnen den David von Michelangelo, den Perseus von Benvenuto; dann kam ich unter freie Logen auf eine Galerie und sah stundenlang in den Arno hinab. Es mag sein, daß das Wunderliche meiner Verhältnisse mit dahin gewirkt hat, mir diese Nacht so ernst in die Seele zu schreiben. — Gestern war ich im Palazzo degli Uffici, vor Raffael, und da hat mich diese träumerische Schönheit, diese weiche Schwermut und diese Vollendung Raffaels, Andreas del Sarto, so ergriffen, daß ich die Galerie sofort verlassen mußte, weil mir die Tränen unaufhaltsam herunterliefen. Ich schäme mich dessen nicht, ich kann es Dir ja sagen, sei es Schwäche, sei es, was es wolle; aber, wie mußte es einem Menschen zumute sein, der das sieht, wonach er in der Kindheit sich gesehnt, und was er als Mann hätte erreichen mögen! Doch still davon. Daß ich so erschüttert sein konnte, habe ich nie geträumt, und heute noch im Palazzo Pitti dasselbe,

und zu Hause und überall dieser Schauer. Gott möge meine Schritte leiten und möge mir Kraft geben, alles das wie ein Mann zu ertragen.

Jeder Rückweg ist jetzt unmöglich, und ich bin heiter und froh darüber; ich sollte und mußte in Italien bleiben, so wie ich auch in Italien zu sterben hoffe.

Juni 1856.

Meine Poesie betreffend: Du hast mir so schön geschrieben; vergällen wir uns die Freude nicht, sie gestochen zu sehen. Siehe, liebe Mutter, ich weiß, was ich sage, ich habe Raffael hier gesehen und sage Dir, lassen wir sie stehen, wie sie steht. Es könnte manches darin schöner sein, das ist alles. — Der Arm von Raffaels Fornarina fällt aus dem Gelenk, Michelangelos David hat einen zu großen Kopf, dicke, geschwollene Hände und Füße; wer sieht das? Mein Leben wollte ich aufgeben, hätte ich beide gemacht. Wo sind die Künstler, die mich zeichnen lehren wollen? In Karlsruhe? Oder besser, wo sind meine Freunde? Meine Assunta nebst Tizians sind voll Achsel- und Schenkelbrüche; warum hat man da nichts gesagt?

Juni 1856.

Ich kann nicht mehr schreiben, es tut mir etwas sehr weh. Ich habe so heiß und schön das Rechte gewollt und gefühlt, und bin verekelt, mit Vorwürfen überhäuft, zurückgeworfen worden, darum möge es jetzt jenseits der Alpen für mich fertig sein; ich habe in der Stille einen heiligen Eid geschworen und gefleht, daß mir hier eine Heimat werden möchte und nie mehr eine Stimme von dorther mich belästigen möge.

Schöne Modellkinder habe ich auf der Straße aufgegabelt, habe Natur, bin in Italien, habe Talent, und gottlob, es wird so gut sein.

August 1856.

Ich habe mich oft gefragt, was hat die Alten so groß gemacht, und warum ist im kalten Deutschland ein so schrecklicher Idealismus und gar keine Leistung? Die Lösung liegt hier in Italien klar und offen. Es ist so: der deutsche Künstler fängt mit dem Verstande und leidlicher Phantasie an, sich einen Gegenstand zu bilden, und benutzt die Natur nur, um seinen Gedanken, der ihm höher dünkt, auszudrücken; dafür rächt sich nun die Natur, die ewig schöne, und drückt einem solchen Werke den Stempel der Unwahrheit auf. Der Grieche und der Italiener macht es umgekehrt, er weiß, daß nur das Reale die größte Poesie ist, er nimmt die Natur, faßt sie scharf ins Auge, und indem er bildet, schafft, geschieht das Wunder, was wir Kunstwerk nennen, der Idealismus wird zur Wahrheit, und die Wahrheit ist die Poesie. — Das alles will nur sagen, Italien ist noch nicht gemalt; es wird mir schwer, mich auszudrücken. Im Frühling, wenn meine Finanzen gut stehen, sage ich Rom Valet und gehe ins Volskergebirge, in ein Nest, wo schöne Menschen sind und schöne Trachten, und da male ich Bilder, große und wahre Züge, wie sie sind. Nicht, daß ich den Dreck malen möchte, ich weiß, was

ich will, und das wird durchbrechen; denke daran, wenn es einmal so weit ist. Gott hat mir das Talent gegeben, die Natur zu packen, kühn hinzusetzen, und die Erinnerung an das ewige Rom wird mich vor krassem Naturalismus bewahren und mir soviel übrig lassen, meinen Gestalten den plastischen Schwung zu geben, ohne daß ihre ergreifende Wahrheit dadurch gefährdet würde. Keine Dorfgeschichten, aber Wahrheit. Diese Idee, so sonderbar sie ist, will mir nicht aus dem Kopfe, und es sagt mir eine innere Stimme, daß ich auf einer beneidenswerten Spur bin.

Rom 1856–1860

Roma, Oktober 1856.

In der Nacht vom Letzten auf den Ersten war ich auf dem Meere. Wir hatten Sturm, und nun laß Dir jene Nacht ein wenig beschreiben. Es war herrlich, da ich keine Spur von Seekrankheit hatte, während mein Freund im traurigsten Zustande auf dem Boden lag. Abends fuhren wir zum Hafen von Livorno hinaus in einen pechschwarzen Himmel hinein, während die stürmische See das Schiff in die Höhe und Tiefe schleuderte. Ich saß auf dem Deck in der Nähe der schwarzen Kamine und hatte das selige Gefühl, durch Sturm und Wogen in den stillen, schönen Kunstgarten Roms einzulaufen. Mit zwei alten hannoverischen Herren sprach ich bis lange nach Mitternacht auf das angenehmste über Kunst und Italien. Wie sie schlafen gingen, war ich allein, und mir war's unendlich wehmütig zu Sinne; mir war's, als hätte der liebe Vater mit mir gesprochen; so hätte er mit mir gesprochen, und ich hätte ihm lieb und verständig geantwortet. Dann fuhren wir lange, lange am Meeresstrande hin, unsäglich schön. Da stand eine Palme. — Ich hatte heftiges Fieber und kam nachts im ewigen Rom an. Jetzt sitze ich hoch oben auf Monte Pincio in reiner Luft, habe Rom unter mir; wir wohnen einstweilen zusammen.

Heute Sixtina, dann Raffael im Vatikan; gestanden vor dem Apollo von Belvedere, eine Revolution in mir gefühlt und das sichere Bewußtsein, daß ich ein anderer Mensch werde. — Rom ist mir so heimisch wie eine längst gekannte und geliebte Freundin. O Gott, liebe Mutter, das ist zuviel für ein armes Menschenherz. Gott gebe mir Weisheit und Verstand, und ich werde den Pfad finden.

Ich glaube, daß dieses Rom mich zu einem edleren Menschen und zu einem wahren Künstler machen wird; ich glaube, daß ich eine Zeitlang manches ausstehen muß, daß ich aber später dafür belohnt werde. Rom war mein Schicksal; das nächste Mal schreibe ich einen langen, schönen Brief. Schreibe bald und denke an mich in Ruhe und Zufriedenheit. Was ich früher gearbeitet, ruhe in Frieden; was ich jetzt beginne, dazu möge Gott seinen Segen geben.

November 1856.

Du bist so gescheit und verständig, daß Du mich recht verstehst, wenn ich sage, daß ich lieber später und als gemachter Mann wieder hierher zurückkehren will, um vielleicht zu bleiben; der Ernst, der hier weht, greift mir noch zu stark in die jugendliche Seele, und ich werde Besseres und Größeres leisten, wenn ich ferne mit der geschauten Größe im Herzen, die mich einmal und für immer ergriffen hat, irgendwo produzieren kann, wo die eigene Schöpfung sich jugendlich allein entfalten kann, ohne daß die herbe Strenge der zu großen Vergangenheit die Blume erstickt. Als Raffael hier herumging, da waren ihm die Antiken das, was er mir jetzt ist; was aber werden wir sein, wenn's so fortgeht?

Vasari sagt: „Glück und Kunst leben in steter Feindschaft, denn wenn sie sich in einem Menschen vereinigen wollten, so wär's etwas so Vollendetes, daß es alle anderen vor Neid nimmer aushalten könnten."

Dezember 1856.

Ich arbeite wieder, war aber matt und, wie es immer geht, wenn die Natur ihr Recht verlangt, Rom war nötig geworden, um Geist und Körper zu stärken. Hier waren Ratlosigkeit, mächtige Eindrücke, moralische Umwälzungen, schreckliches Heimweh und Kummer im Gemüt die ersten und treuen Begleiter.

Liebe Mutter, was hier trocken steht, dazwischen liegen Kämpfe und Gemütsschmerzen, die ich sonst nirgends empfunden. Daß ich verdienen muß, das war mein steter Gedanke. Überhaupt, liebe Mutter, denke, daß ich ein Mann bin, das Rechte will, bedenke meine Fortschritte von Paris bis Venedig, dann denke Dir Florenz und Rom, und Du wirst sagen müssen: ich kann und darf nur Edles und Vollendetes von Anselm erwarten. Was ich bisher getan und mein jetziger Plan ist den Verhältnissen angemessen; ich gehe nicht mehr schnell, aber sicher, und werde keinen Schritt zurück tun. So werden meine Aufträge in Ehren, und vielleicht ehe Du denkst, hinter mir sein, so werde ich ein Atelier bekommen, den Sommer die liebe Campagna abmalen, die so lieblich ist als Hintergrund zu aller Art Bildern, und der nächste Winter kann dann ernsteren und höheren Dingen gewidmet sein.

Glaube mir, der Grundstein des besseren Anselm ist gelegt, und wie man beim Gebäude allerhand Schmuck hineinmauern läßt, so habe ich darin einstweilen Eitelkeit, falschen Ehrgeiz und fieberhaftes Wollen, ohne die Kraft, auszuhalten, begraben, und mit Fleiß, Bescheidenheit und unbändiger Hoffnung baue ich in die Höhe. Möge dies Briefchen eilen, nicht verlorengehen, möge es Dir ein treues Bild meiner sein, wie trotz alles Kämpfens, alles Schwankens das Richtige doch in die Höhe kommt. Nimm meine oft zu unklaren Briefe nicht zu hoch an; wenn das Herz durchbrennt, was hat der Verstand zu sagen?

Januar 1857.

Ich bin in den Abendstunden in Dantes Vita nuova vertieft, ich sehe, daß die Herzen des dreizehnten Jahrhunderts auch ängstlich geklopft haben, daß geistiges Schwärmen und zagendes Schwanken den jugendlichen Dichter zu untergraben drohten, und daß der Mann, welcher eine Göttliche Komödie schreiben konnte, erst viel und schwer an Leib und Leben erfahren mußte.

Den Anfang macht eine Amazonenschlacht mit Landschaft, bei untergehender Sonne; das Bild ist halb so groß wie Vaters Porträt und hat viele Figuren und ist mir überraschend aus der Seele gewachsen. Es ist beinahe fertig, gewiß voll Feuer und Leben. Dann habe ich nach meiner besten Handzeichnung jene Venezianerin, welche mir zur Poesie saß, als Studienkopf gemalt; er paßt in denselben Rahmen. Dann in den anderen kommen musizierende Hirtenknaben mit Landschaft.

Zudem geht mir in Rom die Ewigkeit der Kunst allmählich auf, und indem ich es lieben und verstehen lerne, werde ich kräftiger.

Februar 1857.

Gott, wie schwer fällt es mir, liebe Mutter, klar auszusprechen, was doch bereits in mir zur Wahrheit geworden ist. Könntest Du in mein Herz sehen und die geistigen Fortschritte sehen, die ich gemacht habe! Ich will den Gedanken festhalten, daß Du alle meine Kämpfe siegreich überleben wirst; ich will mir Dich nicht leidend denken, sondern fest, gesund und hinwegsehend über diese dumme Spanne Zeit; und wenn ich das recht festhalte, dann kann ich auch von Herzen weg sprechen, dann fällt das peinliche Gefühl weg, meine Briefe könnten Dich quälen. Daß ich Dich habe, das weiß ich, gibt mir ja einen Vorsprung vor tausend anderen, und wie ich das fühle, ewig fühlen werde, das läßt sich nicht schreiben.

Doch eines ist erobert. Du fühlst es, liebe Mutter, mit mir, eines und somit alles: „Rom". Bei diesem Namen hört alles Träumen auf, da fängt die Selbsterkenntnis an, und Rom, die alte Zauberin, weist einem jeglichen Menschenkind seinen Platz an. Meine italienische Fahrt ist ein Stück Entwicklungsgeschichte im echten Sinn des Wortes, und voll, voll Poesie. Das Jahr in Venedig ist wie ein glühender Traum unbestimmter Sehnsucht, Enthusiasmus, Vertrauen, hochfliegender Hoffnung. Es mußte so sein. Statt daß einfache kleine Sachen für den Regenten genügend gewesen wären, griff ich zum Höchsten und Schwersten; das war der einzige Fehler, den ich mir vorzuwerfen habe, aber er war edel und verzeihlich. Daß ganz Italien noch ein dämmerndes Paradies mir war, das hat meine Mappe gefüllt; kurz, ich habe soviel getan, daß ich jetzt, selbst jetzt noch mit Respekt meine Sachen ansehe.

Jetzt Rom, und ich glaube, ja, ich glaube fest und innig an ein gütiges Schicksal; es war alles recht so, wie es war, ich mußte geschlagen werden, um desto kräftiger aufzustehen. Diesen Erfahrungen allein habe ich es zu verdanken, daß mich nichts, nichts mehr berührt, und daß meine Kunst, wenn es Euch wohl geht, mein Höchstes und alles andere niederwerfend ist.

April 1857.

Rom ist mir wie der stille, unendliche Ozean, ein ruhiges Meer, ich mitten drin als einsamer Schwimmer; der Leuchtturm, der Land verheißt, ist zu sehen, aber außer Bereich menschlicher Kräfte; ich möchte es umgekehrt, ich wünschte, die See wäre stürmisch, es dürfte auch Nacht sein, aber ich hätte ein Schiff, was ich mutig steuern müßte, um zum rettenden Leuchtturme zu gelangen. Das sagt mit wenig Worten alles. Ich will vollauf zu tun haben. Arbeit, Arbeit; kleine, aber sichere Resultate.

Mai 1857.

Zurückkommen? Ich denke nicht daran, sondern jetzt soll's erst recht losgehen. Ich brauche spottwenig, und geistig bin ich geklärt und reif; ich werde bescheiden anfangen in meinem Studium und — groß werden. Dann komme ich, nicht eher! Ich habe viel ge-

zeichnet, die Kompositionen liegen vor mir, den Fortschritt kann jedes Kind sehen; dieses ist alles noch ohne Natur, im stillen Zimmer, vor sich gegangen, bloß erzeugt durch Sehen, Nachdenken, Verarbeiten. Meine Gestalten sind plastisch geworden. Der Faltenwurf schmiegt sich dem Körper an, die antike Anmut hat auch meinem Sinn ihre Zaubergärten aufgeschlossen.

Sieh, diese Zeit hat auch ihr Wahres und Gutes; ein gewisser aristokratischer Stolz bricht sich an der Welt, ich gehe in mich und verarbeite ihn so, daß er Adel wird in meiner Gestaltung. Und das ungefähr ist es, was ich so innig fühle in vorurteilsfreien Stunden, wie richtig das weise Schicksal seine unbändigen Söhne zieht — wenn es sie lieb hat. Erkenne das, liebe Mutter; der Weg ist gebahnt zu allem Guten, zeigt also vorwärts.

Eine Zeit der Sammlung ist nötig in Rom, wie dankbar fühle ich das; die zukünftigen Bilder liegen still gelagert auf einer blumigen Wiese, und ich wandele darauf herum und pflücke das nächste, und werde sie alle zum Strauße vereinigen.

Juni 1857.

Ich denke mir, Ihr werdet oft von Italien sprechen, das Land, an dessen Grenze man sich aller Romantik entkleiden muß, und welches jedem Menschen diejenige Stelle anweist, zu der er berufen. Eine heiße und klare Sonne leuchtet über diesen öden Strecken und beleuchtet die Trümmerhaufen ins schärfste Detail, so daß unser so leicht phantastisch erregtes Gemüt eigentlich mit der Nase an die Wahrheit anrennt, die natürlich, wie überall, anfangs bitter und melancholisch schmeckt, wie Medizin. Das, was wir Poesie nannten, kann man nicht mehr brauchen; es kommen Zeiten der Ratlosigkeit, der Niedergeschlagenheit; doch nach und nach wachsen die empfangenen Bilder in der Seele riesengroß, und dieselbe Sonne beginnt dann das Innere zu beleuchten und zu wärmen. Ich habe das so haarscharf an mir erlebt, ich bin mit unverdorbenem Herzen, unklar, aber bildungsfähig hierhergekommen. Raffaels und der Antike Schönheit, auf deutschem Katheder vorgetragen, war auf mich nicht angewendet, und vielleicht gerade, weil meine Natur wahr und wahrhaftig war, mußte mir das noch verschlossen bleiben, worüber jetzt bei uns das Kind im Mutterleibe schon zu schwärmen versteht, und, liebe Mutter, ich danke Gott dafür. — Nur so konnte das Wunder Fleisch und Blut werden, und das Aufgehen nach und nach kräftigte Leib und Seele und machte das Gefäß so stark, daß die Eindrücke, statt mich zu drücken, bis zu meinem Tode darin Platz und Raum haben werden; das läßt mich auch mein Talent erkennen. Mit antiken Steinen lassen sich auch jetzt noch feste Gebäude aufführen.

Da meine Umstände so schlecht bestellt waren, so mußte die Malerei monatelang ruhen bleiben; das billigste war das Denken und die Gedanken zu zeichnen. Da gab's Kämpfe, Wut und sonstige sehr nützliche Leidenschaften. Die Resultate eines Jahres sind nicht sichtbar, obgleich der Fortschritt in mir und einzelnen hingeworfenen Ideen

handgreiflich ist. Ja, es ist keine Minute des Tages, in der ich nicht geistig modelliere, bilde, verwerfe, auffasse, etwas lerne.

Juli 1857.

Mein großes Bild für Landsberg ist trotz der Hitze mit unendlichem Fleiß herausgearbeitet. Ein ausgezeichneter Kupferstecher beginnt nächsten Monat die Zeichnung danach, ein lieber Freund von mir, und es wird das Bild für ihn ein Werk von zirka vier Jahren Arbeit. — Es ist Dante, im Garten wandelnd, sprechend mit fünf edlen Frauen, an ihn gelehnt sein Töchterchen Beatrice, beinahe lebensgroß, wirkt ungefähr wie ein Andante. Das Bild wächst mir unter den Händen, es ist Segen darin.

Oktober 1857.

Ich habe recht harten Kummer erfahren, Verleumdung, Armut, Demütigung, und doch trage ich meinen Kopf noch in der Höhe und habe mein Herz beisammen, denn es gibt Dinge zu erstreben, die nichts mit dieser Welt gemein haben. Ich habe in letzter Zeit soviel innern Triumph in meinen Bildern, soviel äußere Widerwärtigkeiten gehabt, so daß jetzt, indem ich Dir schreibe, mir alle und jede Ruhe fehlt, mich klar auszudrücken.

Februar 1858.

Mich haben die Kämpfe veredelt, und ich werde meiner trübsten Stimmungen, die oft lange währen, wenn mir die Mittel zur Arbeit fehlen, ich werde ihrer Meister und habe immer noch die Perle meiner Kunst rein im Herzen erhalten.

Liebe Mutter, rate, was wird mein nächstes Werk sein? Ein dramatisches, „Iphigenie in Tauris“. Wenn ich meine, ich könne das Warten nicht mehr aushalten, dann kommen mir solche verklärten Stoffe von oben und geben mir Trost und Stärke. Du glaubst nicht, wie ernst ich geworden bin. Ich weiß auch, daß ich jetzt reif bin zum Hohen, Antik-Gewaltigen. Mein Leben hat soviel Widerwärtigkeiten; siehe, liebe Mutter, ich umgehe sie alle, was brauche ich Dich mit all dem Lumpenzeug zu behelligen. Dann fehlt es auch nicht an inneren, großen Stunden, und mein rastloser Geist ist immer tätig, zu gestalten. Warum ergreift mich der bloße Gedanke an Iphigenie so sehr, warum rührt mich diese uralte Geschichte so sehr, daß ich nicht Ruhe habe und Rast, sie durchzubilden, währenddem ich mit Juden, Geldmangel, Neid, Kränkung im Leben zu kämpfen hatte! Laß Dich's nicht bekümmern, daß meine Briefe an Dich kurz sind; was liegt daran? Du mußt es fühlen, daß sich nach und nach ein anderer Mensch herausgeklärt hat, und auch Du hast ja die Überzeugung, daß es was Edleres gibt als das, worin wir leben.

März 1858.

Meine Kinderserenade, Ständchen, oder wie das Ding heißen mag, ist heute für tausend Gulden bestellt worden; das Bild stand halb vollendet auf dem Atelier, es geht in sechs bis acht Wochen an Herrn Wedekind nach Hannover. Er hat lieb und

fein gesprochen. Nun ist noch auf der Ausstellung mein großer Dante, drei lebensgroße Frauenporträts, ein Männerbildnis, und das wird noch Früchte tragen. — Mein Dante wird so ziemlich überall besprochen, und ich habe meinen Platz. Fremde und Italiener haben ihn mit Enthusiasmus aufgenommen, ein armer Dichter hat ihn in Prosa und Sonetten besungen, die Deutschen schimpfen e cosi va il mondo.

April 1858.

Es braucht, abgesehen von äußeren Mitteln, stets bei mir wahrer Revolution inwendig; ich habe lange Zeiten, wo mich die Fülle der Bilder quält und ich doch nicht die Ruhe habe, eine Gestalt nur zu zeichnen; endlich kommt etwas zur Klarheit und ist dann, wie Dante, das Einfachste, was man sich denken kann, dem man die Kämpfe nicht ansieht, und was ein anderes heiteres Künstlergemüt ebensogut gleich ohne das auf die Leinwand bringen könnte. Daher kommt es dann, daß Beschauer meine Bilder eben nehmen wie andere auch, und ich die einzige Seele bin, die glaubt, sich diesmal selbst überwunden zu haben, und die dann wieder anfangen muß von neuem zu bilden, um vielleicht dieselben Resultate zu erzielen.

Ich bin noch ein Schwächling gegen andere, die Jahre, viele Jahre hier nach Anerkennung geschmachtet haben, aber ich kann für meine Natur nichts.

Mai 1858.

Neulich Abend wurde mir Dein zweites Briefchen aufs Atelier gebracht. Die widersprechendsten Empfindungen kamen auf mich herein, tiefer Unmut über die Unwürdigkeit meiner Verhältnisse im Gegensatz zu der idealen Höhe, die ich in der Kunst erstreben möchte, Heimweh, schreckliches Heimweh, und doch nicht zu überwindender Ekel vor den dortigen Verhältnissen, Frankfurt nicht ausgenommen. Dann überkam mich etwas wie frühe Todesahnung, und ich brach in anhaltendes, krampfhaftes Schluchzen aus. Das ist eben, mein Gemüt ist sehr bewegt, und ich habe noch nicht ganz alles ins richtige Gleichgewicht gebracht.

Die Komposition wird ganz einfach und ist mir vor die Seele getreten in den bitteren Stunden des Heimwehs, der Sehnsucht, der Qual, Dir, liebe Mutter, helfen zu wollen, dem Streit des hochstrebenden Künstlers mit denen des pflichtgetreuen Sohnes; oh, liebe Mutter, ich habe tiefe Seelenleiden, ich kann und mag nicht sprechen darüber! Aber auch ich muß vielleicht als ungelöstes Rätsel in die dunkle Grube fahren. — Doch alles mündlich. Der Gegenstand ist Iphigenie, welche an der Pforte des Tempels sitzt und über das weite Meer nach Griechenland hinschaut; neben ihr zwei Frauen, zu ihren Füßen zwei Kinder, wovon eines die antike Doppelflöte bläst. — Was ich will im Bilde, ist tiefe Leidenschaft, plastische und höchste Vollendung, und wenn Gott seinen Segen dazu gibt, möge das Ganze einen anmuten wie „stille Musik" oder „ein Gesang des Homers", wie Goethe sagt. — Neulich habe ich vor dem Apoll gestanden, des lieben verstorbenen Vaters gedacht; eine innere Freudigkeit ist in mir gewesen wie nie, das ist,

daß mir ein so reifes Verständnis der Antike aufgegangen, das ist eine schauernde Ahnung dessen, was mir noch zu tun übrigbleibt.

Januar 1859.

Daß auf Dante alle Schlagwörter, als da sind deutsche Gesinnungstüchtigkeit, deutscher Charakter, welthistorisch und doch deutsch und noch einmal deutsch usw., nicht passen, das wissen wir; daß ich rapide Fortschritte mache, ist meine Freude; daß ich die Kunst verstehe und glühend liebe, und daß ich mein Vaterland hasse, das ist eine süße und bittere Wahrheit. Die Zeiten des liebevollen, begeisterten Jungen sind vorbei, man wird einen höflichen, aber kühlen Mann an mir finden.

Die wenigen, die das große Kinderbild sehen, sind ganz entzückt. Wie sollte es auch sein, der ich studiere wie noch nie, alles Geld bloß für Modelle ausgeben, seit drei Monaten täglich Kinder um mich haben und so weitermachen will. Dir einen Einblick in die Art des Studierens verschaffen zu wollen, führt zu weit, nur das weiß ich, daß, je größer das Talent, je mehr muß man studieren; so geht es hinauf. Das Bild ist seiner Vollendung nahe, und als Pendant kommt eine noch schönere Gruppe, badende Kinder beim Mondschein, während in dem jetzigen die Sonne verstohlen hineinscheint.

Ein volles Jahr ist es jetzt, daß ich mit Hoffnungen ausstelle, und dann die lange Zeit warte und nichts herauskommt; so bin ich jetzt müde all dieses Treibens und habe mich ganz in meine Arbeiten vertieft, als dem einzigen, wo ich vergessen kann. Wo ich außer meinem Atelier herumgreife, finde ich Indifferenz, Flauheit, so daß ich mich oft gar nicht als existenzberechtigt glaube. Ich bin sehr strenge gegen mich als Künstler; als Mensch lebe ich in einem schwindligen Dasein, keine Solidität der Verhältnisse, alles Schein und wieder Schein.

Mai 1859.

Ich habe in der letzten Zeit an mir selbst so viel zu denken gehabt, daß selbst die Sorge um Euch, meine teure Heimat, das einzige, was ich habe, warum ich lebe, in den Hintergrund getreten ist. Jetzt drängte es mich, meinen Entschluß mitzuteilen; es wird so das Vernünftigste sein. — Glück habe ich nie gehabt, manche sagen, ich hätte meinen Stern; ich habe ihn noch nie gesehen und möchte, daß er sich doch einmal entschleierte, damit ich daran glauben kann. — In der Abenddämmerung, um diese Stunde sehen meine Bilder, die mich umstehen, so aus, als trügen sie die Berechtigung zu existieren in sich selbst; es wird wohl das Richtige sein. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß auch nur ein Funke inneren Glückes in mir wäre.

Eines ist sicher, daß, wenn jetzt mir das Glück von außen lächeln wollte, so würde in meiner Kunst ein Füllhorn schöner Gedanken und Werke herausspringen. Denn auffallend ist die gründliche Heiterkeit und Frische meiner drei letzten Bilder, die so unbewußt hineinkommt und in so eigenem Kontraste steht mit meinem trüben und melancholischen Aussehen. — Meine Triebkraft ist die Leidenschaft, und es könnte was daraus werden, wenn die Liebe dazukäme und auch nur einige Vernunft der äußeren Verhältnisse.

Es wäre soviel zu sagen! An Selbstüberschätzung bin ich nicht krank, denn ich bekenne frei, daß es erst noch kommen muß; aber wenn es mir an Kraft gebräche? Alles in guter Kunst weist auf Natur, auf Leben; will man hinaustreten, so fühlt man das Mißverhältnis zu tief der äußern Umstände; dann zieht man sich still in sich, sein Studium zurück, da fühlt man wieder, daß es das Falsche ist — und so ist der Wechsel der Empfindungen, Begeisterung, Enttäuschung, ein wechselndes Bild. — Doch weißt Du das alles, das Beste läßt sich doch nicht sagen, und somit Gott befohlen.

Juni 1859.

Aus Paris habe ich direkte Nachrichten, daß man meinem Bild gar kein Interesse geschenkt hat und es als eine Imitation der italienischen Schule schlechtweg bezeichnet. Ich habe nichts dazu zu sagen, als daß ich glaubte, es erfordere der Anstand, wenn man nach Italien geschickt wird, auf die Herren Tizian usw. usw., wenigstens für den Anfang, einige Rücksicht zu nehmen. Im übrigen hat es mich bestärkt, ruhig und beharrlich weiterzumalen. Ich brauche nichts, da ich durchaus gesund bin, als einige Mittel, die mir die dringende Angst von der Türe scheuchen, dann arbeite ich still weiter und werde am Ende doch Original werden, ohne daß ich je suche, es zu sein.

November 1859.

Was ich geworden bin, ist in Schmerzen zutage gebracht. Jetzt möge kommen, was da wolle, ich frage nach Himmel und Hölle nichts mehr, sondern male, und was die Liebe nicht tut, das gelingt dem Hasse desto besser, denn welches Phlegma würde da nicht leidenschaftlich werden!

Dezember 1859.

Ich werde vom Kunsthändler in Karlsruhe wohl in kurzem eine kleine Summe erhalten, womit ich mir die drückendsten Gläubiger vom Halse schaffe, für einige Zeit Ruhe gewinne zur Arbeit — mein einziger Trost —. Jetzt erst, nachdem mir die Holzböcke wie ein spukhafter Traum wieder so nahe an die Seele gerückt sind, empfinde ich erst, wie holdselig, trotz aller Armut, mein bisheriges poetisches Schaffen war, und was mir zur Last geworden war, wird mir von neuem ein liebes Geschenk, was ich, Gott sei mein Zeuge, von jetzt an unbeirrt hegen und pflegen werde.

Ich habe Fortschritte gemacht und fühle bei aller Anstrengung die neu errungene Leichtigkeit und Beweglichkeit meiner Gestalten. — Meine beiden Bilder, zusammen zwanzig lebensgroße Putten, wachsen, wachsen, und damit basta. — Gesund bin ich auch wieder, noch ein bißchen reizbar, aber freudig inwendig, und still bildend.

März 1860.

Meine beiden Kinderbilder, das Dankbarste und Verkäuflichste, gehen einer delikaten Vollendung entgegen, sie sind Pendants und können in jeder Stube hängen.

Ich wüßte nichts Besseres, denn die Bilder sind in ihrer Art ganz vollendet, und es bleibt ja nichts zu sagen als Amen. — Das eine rasch bewegt, lustiges, klassisches,

römisches Kinderleben (nota bene ist das römische Kind der Keim zu allem Edlen und Großen in der Kunst); das andere träumerisch, leise, still, musikalisch, doch ist es ganz anders als jenes Ständchen, was Du kennst, keine Figur gleicht dem dortigen, und was dort verschüchtert angedeutet, hat hier endlich seinen klaren, abschließenden Ausdruck bekommen.

Nicht darf ich vergessen, daß ich in den ersten Tagen des Siegesbewußtseins, der geistigen Freiheit, auf jene sterbende Danteleinwand ein Bild entwarf, was seit Jahren in mir sich bildet, die Amazonenschlacht, und so steht, zwar erst in dürftiger Kohle, vielleicht meine vollendetste Komposition vor mir. In weiter abendlicher Campagna mit Meerhorizont und wolkigem Himmel ein wildes Plänkeln, Streiten, Stürzen, wilde, entfesselte Leidenschaft, die gebändigt wird durch eine vollendete Farbe, und wo ich streben will, die plastische Formenschönheit in den verschiedensten Stellungen auszudrücken.

Ich lese Vaters griechische Plastik — den ersten Teil konnte ich nicht bekommen, das ist die Biographie —. Wer begreift die Wunder der Natur, ihren organischen Zusammenhang? Wer begreift es, wie mich Vaters Worte ergreifen? Ich will davon nicht sprechen. Daß ich ihn sprechen zu hören glaube, daß mir wehmütige, zum Sterben wehmütige Bilder aufsteigen, doch freudevoll, davon will ich nicht sprechen; daß der verstorbene gute Vater, so rein, so wahr, so groß sich vor mir aufrichtet, das sind Dinge, die einen jeden Sohn packen und bewältigen müssen; aber davon rede ich, von dem stillen Wunder der Natur, daß mir jetzt nach diesem Stück Leben, ohne daß ich eine Ahnung hatte, was Vater geschrieben, daß mir jetzt sein Geist dermaßen begegnet, indem ich bei ihm lese, was die Natur im stillen in mir vorbereitet hatte, daß ich das lesen muß, wonach ich instinktiv in meiner Kunst gerungen, daß ich fühlen muß, wie wenig an meiner Kunst wäre, wenn Vater anders gedacht hätte! Kann ich es beschreiben, wie mir zumute sein muß, wenn ich das in reinster Sprache lese, was das stille prophetische Siegel meines innersten Wesens war! Und hier in Rom, in das Vater erst so spät zu kommen vergönnt war! Rom, was der Sohn mit schweren Leiden erringen, erkämpfen mußte, um es seiner Natur einzuverleiben! — Ich habe in diesem Augenblick ein Bedürfnis, Dir, liebe Mutter, das auszusprechen, und finde kein Wort für das Gefühl, wie der tote Vater herüberlangt und mir sein Buch in die Hände drückt — indem ich dieses schreibe, fließen mir die Tränen herunter.

Daß dieser Geist tauben Ohren predigte, wer faßt es besser als der, der weiß, daß man, um die Schönheit zu begreifen, ein edler Mensch sein muß; — der Vater selbst wußte am besten bei seiner Künstlernatur, daß es bloß Worte zum Ausdruck geben kann, und daß die überzeugende Sprache der schaffende Künstler spricht. — Wer fühlt mit uns, liebe Mutter, so klar den Zwiespalt, der entstehen mußte, nicht verstanden zu werden? Wo sollte ihm in Freiburg das Griechentum aufblühen, das Leben im vollständigen Widerspruche, so einer mußte leben unter Antiken in Italien! — Ach Gott, was soll ich sagen? Nur das noch, ich bitte zu Gott, daß ich gewürdigt werden möge, sein Sohn zu

heißen in dem, was ich leisten kann, und ich fühle jetzt schon, indem ich diese Zeilen schreibe, wie stark mein Glaube in mir geworden, daß es mir vergönnt sei, in Taten ein prophetisches Wort zu sprechen.

März 1860.

Ich bin wirklich ein recht talentvoller junger Mensch, der zu schönen Hoffnungen Veranlassung geben dürfte.

Wie ich Riedel sagte, daß man sich wundere draußen, daß ich Kinderbilder male, schlug er an die Stirn und sagte: „Mein Gott, kann es denn was Schöneres geben? Wenn sie nur stiller hielten. Christus sprach, werdet wie die Kinder usw.“ — Erst in einem Bilde, was ich im Herbst malen werde, hoffe ich die volle bewegliche Lebensfreude darstellen zu können. Die Idee allein, Kinder malen zu wollen, kann unter Umständen schon Begabung sein. Sie gut malen, hat Raffael verstanden, der bekanntlich wußte, was er tat.

Rom, August 1860.

Was gibt es Rührenderes, Schöneres, Lieblicheres als die Mutter mit ihrem Kinde? Ich hoffe, mir mit diesem Bilde, das mir aus der Seele gewachsen ist, die Herzen zu erobern. Was nun? — Sage mir, was soll ich für eine Sprache reden, wo soll ich den Gedanken finden, der trifft und zündet? Ich weiß nichts mehr; ich sehe ins Dunkel. Es ist mir unheimlich zumute. Warum lebe ich eigentlich?

Rom 1860–1873

München, Herbst 1860.

Ich besuche alle Ateliers, manche öfters, weil ich durchaus wissen will, woran ich bin. Es hat mich manches so frappiert, gefreut, abgestoßen, und die Behaglichkeit der Hilfsmittel verblüfft, daß ich nach meinem unkünstlerischen Heidelberger Aufenthalt mir manchmal vorkam wie der Bauer, der zum ersten Male in die Residenz kommt. Auf jeden Fall ist der Aufenthalt ein sehr lehrreicher. — In ruhigen Augenblicken will mich's bedünken, als ob mein Farbensinn feiner sei, und mein Streben, mein Weg immer der gleiche sein müßte, um ein großer Künstler zu werden oder zu sein. Allein diese Perioden der Unentschlossenheit, die ich nur der Erfolglosigkeit zu verdanken habe, ruinieren mir gar zuviel. Alles arbeitet drauflos, und nur ich bin auf dem Punkte, nicht zu wissen, wohin ich meinen Stab lenken soll.

Mein einziger Trost ist meine rasche Art zu produzieren, was mich diesen ewigen Zeitverlust verschmerzen läßt. Eines ist sicher, daß man herumreisen muß, anschauen usw. heutzutage, sonst bleibt man zurück. — Ich habe nun immer mehr die feste Überzeugung, daß mein Weg ein durchaus feiner und bedeutender ist, daß ich wohl so fortfahren muß; doch ist mit der Energie nicht alles getan, und daß ich dabei immer arm bleiben werde, scheint außer allem Zweifel. — Hier sind die gegensätzlichsten Richtungen, in meiner liegt eigentlich alles versöhnt.

Schwind ist der einzige echte Künstler, bei den anderen sind es frappante, photographische Studien, wobei das Detail immer besser ist als die Gestaltung; mein Studium des Menschen ist eine heutzutage brotlose Kunst. Schwind nahm mich gleich unter den Arm und schimpfte furchtbar über meinen Hafis. Ich habe gestern einen sehr schönen Tag verlebt, vormittags in der Galerie, Nachmittag und Abend mit Schwinds Familie. Er hatte die Güte, mir die Sieben Raben zu zeigen, Eigentum des Herzogs von Weimar, ein Werk so köstlicher Genialität und so ergreifender Lieblichkeit, daß ich selbst ganz verzaubert bin. Ich glaube, daß sich niemand der Tränen erwehren kann, wie am Schlusse die lang ersehnten Kinder als Jünglinge jauchzend herangesprengt kommen und den Scheiterhaufen, auf welchem die Schwester steht, umringen. Es hat mich lange nichts so ergriffen. In Schwinds Sachen weht ewige Jugend und ein Duft, daß ich mich wirklich mit all meinem Talent tief unter ihm fühle.

Es gehen mir nach und nach die Augen auf; ich habe viel gelernt und bin ein feiner Künstler, aber ob ich je so sprudeln lassen kann wie Schwind, daran zweifle ich. Was ist es ein eigenes Ding um das innere Gefühl! Ich halte ihn für den ersten, und bloß weil er das Herz bewegt mit seinen Sachen.

Die Motive, die mich nach München trieben, sind klar, es entsprang aus dem innersten Bedürfnis, gleichlebende Künstler sehen und schätzen zu lernen und meine Sache

in Rapport damit zu bringen, weil ich Isolierung als Mensch und Künstler in Rom befürchtete; dem Übelstand wäre jetzt schon abgeholfen, da ich Eindrücke genug habe, um sie für ein Jahr in der Stille zu verarbeiten. Hier wäre ich gut am Platze, weil meine Richtung mittendurch geht. Hier wird doch was geleistet, man gibt und empfängt Anregung, und ich habe nur einen Wunsch, daß es mir glücken möge, ein Atelier zu finden. Daß mir Rom immer das Edelste bleiben wird, versteht sich von selbst, denn dort allein habe ich nie geschwankt!

Mailand, November 1860.

Ich war heute in der Galerie und bin tief ergriffen, und es sind mir ganz neue herrliche Meister entgegengekommen, von denen ich noch nie eine Spur hatte. Von Luini Bernardino und einige süße, göttliche Porträts. Daß ich abermals geheult habe, ist leider wahr. Morgen muß ich mich noch hineinversenken in diese neue Welt. Abends im schön magisch erleuchteten Dom gingen jene schwarzgeschleierten Frauen herum (Kinder knieten und sangen), die mir im Dante so andeutungsweise vorgeschwebt. — Ich gehe ungern nach Rom und werde nicht mehr lange dort aushalten, doch will ich wenigstens Bilder entwerfen, die ich dann mit herausbringe und vollenden will in heiterer Umgebung. — Wie ist mir klar geworden, was ich brauche, heitere Freunde, nicht jene Duckmäuser, wie sie in Rom herumtrappen, schöne und feine Frauen und — ein klein bißchen mehr Geld! — Ich will suchen heiter zu werden, ich bin's innerlich, aber es muß sich jetzt ändern.

In Mailand ist Raffaels Karton zur Schule von Athen; was soll ich Dir darüber sagen? Diese Bescheidenheit, dieses Zagen, Suchen, und diese Bestimmtheit auf der andern Seite! Wenn ich an Kaulbach denke, so ist es, als ob Raffael der Dichter, dieser ein Kalligraph wäre. Ich habe das in manchen meiner Studien angestrebt, allein ich fühle zuviel die Wucht der Zeit und veränderten Verhältnisse. Wenn ich Dir begreiflich machen könnte, wie auf dem Raffaelschen Karton eine Hand z. B. gezeichnet ist, in matten, zarten Umrissen, und wenn mir nun ein Mann wie Piloty einfällt, so wird mir's ganz kurios. Aber um so fühlen zu lernen, gehört auch äußere Anregung und keine Geldangst.

Rom, Januar 1861.

Es ist herrlicher Mondschein draußen und die Welt ist so heiter und schön. Ich will noch hinaus spazierenlaufen. Wie habe ich mich gequält die erste Zeit hier im Atelier, nachts schlecht geschlafen, drei Köpfe abgekratzt, bis ich endlich Gleichgewicht und Ruhe gefunden habe und es mir auch in der Arbeit fühlbar wird. — Ich hoffe, nächste Woche meine zwei Köpfe beinah' zu vollenden; so Gott will, läßt mich das Modell nicht im Stich. — Ich habe doch wieder Augenblicke der inneren Glaubensstärke, und ich glaube wirklich, daß es nur die ewigen kleinen und großen Ängste sind, die einen konfus machen.

Mache Dir meinethalben keine Sorgen; ich selbst bin eigentlich auch leichtsinnig, aber das möchte ich noch erleben, nur einmal, nur einmal, daß ich zwei Jahre sorgenfrei mich einer großen Idee widmen kann, dann möchte ich Euch allen zeigen, warum

ich ein so sonderbarer, schwer trätabler Mensch bin. Auch ist mir's immer, als seien meine Jahre gezählt, als müßte mich der innere Drang und die Ohnmacht äußerer Verhältnisse vor der Zeit aufreiben. — Aber früher oder später werde ich noch ein Werk machen als Denkmal; nächstes Jahr oder längstens in zwei Jahren will ich das Symposion groß malen, und dann kann mich meinetwegen der Teufel holen, es ist all eines.

April 1861.

Die Iphigenie steht schon in leichten Umrissen da, und ich hoffe, sie so weit zu bringen, daß ich sie draußen mit wenigem vollenden kann. — Sie steht aufrecht und blickt sehnsuchtsvoll übers Meer.

Mai 1861.

Die nächsten drei Monate widme ich ganz meinem Modell. Cardwell hat mir ein griechisches Gewand geschneidert, und nun solltest Du die hohe Gestalt sich darin bewegen sehen. Solche Dinge lassen sich nicht beschreiben, ich habe geglaubt, eine Statue von Phidias zu sehen; es läßt sich da in Eile nichts erreichen, da heißt es Zeit und Beobachten. — Wo finde ich das? Und was das Beste ist, die Person ist anständig und willig, so daß man arbeiten kann. Ich kann mich nicht begnügen, bloß ein paar Köpfe zu malen; ich ruhe nicht, bis ich eine Natur ergründet habe, so wie ich es mit den Putten gehalten, und das Letzte ist immer das Beste. Die Köpfe sind nur die Hobelspäne, die vom großen Grundgedanken abfallen, aber sie sind notwendig, um Geld zu machen, und wie verkäuflich sind sie.

Eine große Iphigenie steht bereits da, nach langem Suchen entworfen bei Hagel und Sturm. Der Aretinorahmen muß dazu gerichtet werden; sie soll ganz Deutschland bereisen und wird mir alle Herzen gewinnen. Dann habe ich eine zweite entworfen, ganz anders, aber gleichbedeutend, die möchte ich nach London und Paris schicken. — Lassen wir alles Nachdenken fahren und versetzen uns in die Situation. Die erstere, ganz weiß gekleidet, tritt heraus aus dem Wald und hält im Schreiten inne beim Anblick des brandenden Meeres, und sie ist so momentan und herzgewinnend, so daß ganz dumme Leute mir sagten, was die Figur wohl sprechen würde. — Die zweite lehnt sich an die Säule und ist ganz versunken im Anblick des Meeres und im Gedenken der fernen Heimat. — Das, liebe Mutter, hat auch seine Berechtigung, und meine Art zu ringen, wie ich nach langem Suchen den Nagel auf den Kopf treffe, ist ein Kampf, der nur auf klassischem Boden ausgefochten wird.

Wie glücklich der Gedanke in seiner Einfachheit ist, sehe ich erst jetzt, wo sie dasteht. Ich habe aber auch deshalb bisher alle Sorgen verbannt, und so ist mir's geglückt, die Gestalt hinzupflanzen in ihrer ganzen Einfachheit ohne alle Sentimentalität, die ja den Griechen fernlag, und welches die Klippe war, an der derartige Vorwürfe zu scheitern pflegen. Das wäre nun einmal ein Bild, mir aus der Seele gesprochen; wie es weiter werden soll, das weiß ich nicht.

Juni 1861.

Warum ich frage, ist, weil ich die Pietà, die dieselbe Größe hat, womöglich noch zwingen möchte. Sie stand fünf Monate im Winkel und ist vollendeter als ich wußte, und hat mich die Komposition selbst überrascht, als ich sie aufrichtete. — An der Iphigenie male ich zagend und behutsam; die Figur drückt so merkwürdig die Sehnsucht aus, daß ich immer fürchte, zu verderben. — Drückt sie doch mein innerstes Gefühl aus, was leider recht oft in Heimweh besteht.

Juli 1861.

Ich komme von Porto d' Anzio, dem alten Antium, zurück, wo ich zwei Nächte und einen Tag war, um das Meer zu studieren. Ich habe beide Nächte quasi im Freien zugebracht. Die Ufer sind ganz homerisch. In der Ferne der Circefelsen und in der Nähe die Grotten vom Meere bespült, wo der Apoll gefunden ist. — Um solcher Schönheit gerecht zu werden, müßte ich drei Wochen ruhiges Studieren haben. Nie werde ich die Stunden vergessen, und ich mußte mir Gewalt antun, mich nicht ins Meer zu werfen, dann hätte die ganze dumme Geschichte ein Ende. — Die Iphigenie grüßt Dich, sie sieht immer unverwandt übers Meer, und es wird ihr nicht langweilig. Ich wollte den Kopf vernichten und sehe erst jetzt, daß er edel und groß ist.

August 1861.

Daß Michelangelo hat kämpfen müssen, ist bekannt; wer kämpft nicht und willig? Wenn ihn etwas gequält hat, so waren's die zu vielen Bestellungen; wir Armen des neunzehnten Jahrhunderts gehen an Mangel derselben zugrunde. Halbe Maßregeln, flaues Interesse, immer zuviel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Keine hochherzige Seele und kein Verstand. Ich will Dir nicht vorlamentieren, aber glaube mir, wenn ein sonst gesunder Mensch trübsinnig wird, so hat er meistens einen Grund dafür.

September 1861.

Ich schreibe angesichts meiner Bilder, und die vergangenen Abwartejahre stehen mir wie Gespenster vor der Seele. Ich mit meiner heißen Leidenschaft wäre fähig, alle vierzehn Tage ein Bild zu malen, und muß mich in meinen besten Jahren aufs Abwarten legen. Ich wünsche meinem ärgsten Feinde nicht, in meiner Haut gegenwärtig stecken zu müssen. — In Weimar habe ich abgesagt. Hole der Henker das deutsche Gemüt und was drum und dran hängt. — Meine Bilder sind ernst und ruhig, man sieht ihnen die Flüche nicht an, die daran kleben, denn sie segnen; das habe ich längst verlernt. Was ich habe, können sie mir nicht rauben, aber die Maschine ruinieren mit der Zeit, wenn's so fortgeht. Doch wird das Wenige ewig bleiben, wobei mein Herz etwas gefühlt hat, und was sich dadurch zum reinsten Kunstwerk gestaltet hat.

Oktober 1861.

Die Iphigenie ist zerstört im Unmut. Die nächste Woche beginne ich die neue, sitzend. In zwei Monaten kommt das Bild. Meine Fortschritte sind derart, daß ich die alte nicht mehr dulden konnte.

November 1861.

Die Iphigenie ist mir ein Bild geworden, was Du nicht ohne Tränen ansehen wirst. Mit dem rapiden Gelingen auf einen Wurf ist mir mein ganzer Stolz wiedererwacht. Es ist gewiß das Schönste, was ich je gemacht. Es ist ein mächtiges Bild geworden und erfordert gute Augen und keine blöden Herzen. Ich begreife nicht, wer mir die Hand geführt hat bei der neuen Iphigenie. Sie ist weiß, ganz weiß und schaut hinaus in die Landschaft. Das Bild hat beinahe Aretingröße. — Wo anders hätte ich es denn malen können? — Die Iphigenie ist ohne alle Sentimentalität, und ich glaube, daß, wenn sie gehen könnte, ihr jeder aus dem Weg gehen würde. Was braucht es mehr für mich? Wer fragt nach hundert Jahren, unter welchen Umständen es gemalt ist? Das Bild in seiner holden Majestät wird Euch ergreifen. — Möge wenigstens, wenn mein Leben ein dummes war, meine Kunst ewig leben.

Januar 1862.

Du sprichst von Selbstqual, liebe Mutter; ich habe positivere Gründe, und ich werde alle dann beschämen, wenn es zu spät ist. Ich hatte neulich einen Traum, daß mir ein junger Löwe als Hund folgte auf Schritt und Tritt. Ich schreibe schlecht, es ist spät, und doch möchte ich immer mit Dir reden; Du bist es ja, die mich wahrhaft liebt und leidet für mich. Habe ich unrecht getan und mich hinreißen lassen, die Kunst und die Schönheit groß zu fassen, oh, so bin ich jetzt hinlänglich bestraft. Ich muß schließen, mein Kopf brennt, und die lange, lange Nacht! — Ich will noch eine Poesie beginnen, Gott helfe mir. — Die Iphigenie hält einen Lorbeerzweig in der Hand und ist ganz versunken im Anblick des Meeres; mir ist es, als wäre es mein letztes Bild. Die Pietà schicke ich unvollendet.

Februar 1862.

Was meine Verhältnisse, mein Leben hier betrifft, so kann ich Dir mit wenigen Worten vollen Bescheid geben. — Ich bin im Besitz des schönsten Modelles von ganz Rom, zum Neid und Ärger aller Künstler, die abgefahren sind. Die Person hat mir zuliebe alle und die größten Anträge abgewiesen, und ich habe das heilige Versprechen, daß, wenn ich ihr Arbeit gebe bis zu meiner Abreise, ich sicher sein kann, daß ich der letzte bin, dem es vergönnt ist, sie zu malen. Ihr Lebenswandel ist anerkannt tadellos, und da sie verheiratet ist, so ist es reine Neigung und Verehrung, und ich müßte der dümmste aller Jungen sein, wenn ich solche Dinge unbeachtet beiseite ließe. — Ich habe lange gekämpft, und immer war meine innerste Stimme dies: sei kein Esel, erfasse, was sich dir bietet und was kein anderer mehr haben kann.

März 1863.

Wenn mein Gemüt nur einen ruhigeren Ankergrund hätte, was für Mittel ständen mir zu Gebot! Mein Herz und meine Liebe sind grausam geteilt, ich kann beiden Teilen mit meiner Kunst nicht genugtun. Ich bin gesund, aber jeder Hauch erschreckt mich, jedes Wort, jede Kleinigkeit tut mir weh.

Mai 1863.

Ich habe seit drei Wochen von fünf Uhr morgens bis abends mit Modell gearbeitet. Die Pietà ist fertig, mein seelenvollstes Werk. Meine Madonna, geworfen über den Christus, ergreift mich selbst.

Mai 1863.

Ich baue das große Bild deshalb auf, um einen großen Hintergrund zu haben, und es wird doch mit der Zeit fertig werden. Meine besten Ideen verdanke ich der Frau, die mir für meine Kunst unentbehrlich geworden ist; gehe das Leben aller bedeutenden Menschen durch, so wirst Du finden, daß es so sein muß. — Mein Name wächst, meine Kunst wird immer vollendeter und mein Sinn immer fester.

Juni 1863.

Noch bin ich zu passioniert, zu überzeugt von dem richtigen Weg, als daß ich mich beugen könnte. — Ich stehe ganz einsam da, ganz allein, muß all' Freud' und Leid in mir selbst verarbeiten; die Welt ist bloß Interesse, und doch darf man sich nicht in ihr verbittern. — Meine Hoffnungen für das, was man Leben heißt, sind begraben: Illusionen habe ich nicht mehr, und in allen Kämpfen war es immer die innere Stimme, die mich aufrechthielt: bleibe dir selbst treu und treu deiner Kunst. Ich will deshalb nicht Märtyrer werden, nein, ich möchte hinaufkommen, um andern helfen zu können. Ich hätte so viel zu sagen. Hätte man den Reichtum meines Wesens früher erkannt, so hätte ich die kindliche Liebenswürdigkeit des Wesens und Charakters mir erhalten, und noch jetzt möchte ich einen Stein herumkriegen, wenn es sich der Mühe lohnte.

August 1863.

Die Welt macht die Prätention, daß ich das Höchste leisten soll, und wenn ich das Schönste gemacht habe, so dient es nur dazu, daß ich ins Elend komme! Dann ist mein Charakter schuld, dann habe ich da und da gefehlt; wer soll einen dann vor Wahnsinn schützen? Ich habe keine Heimat als meinen Kopf, und wenn mir der zerstört wird, was bleibt zum Leben übrig? Wenn ich einmal satt der Sache und tot bin, dann lasse diesen Brief meinetwegen drucken. Das Gute, Edle und wahrhaft Schöne liegt so nahe, so nahe; nur ein wenig mehr Vernunft, ein wenig mehr Vernunft der Verhältnisse. Sollte Dir scheinen, daß ich die Dinge mit zu wenig Ruhe ansehe, so mögest Du bedenken, daß ich ganz allein bin mit meinem immer schaffenden Kopfe, und daß ich geliebt und getragen werden muß, sonst bin ich grenzenlos unglücklich.

Du wirst mich nicht verurteilen als einen Menschen, der gewissenlos in den Tag hineinlebt. Siehe, das Leben ist teuer und schwer; ich lasse mich von der Produktion hinreißen und muß es sogar, und fühle mich nachher der kalten, berechnenden Welt gegenüber, die keinen Pardon oder Enthusiasmus kennt. Ich habe bis jetzt einen Namen errungen, nichts weiter, und unter welchen Kämpfen! Habe andere leiden lassen, und fürchte, daß mir der innere und bessere Mensch darüber verlorengegangen ist. Bei etwas

mehr Glück wäre ich der gesegnetste und reichbeglückteste Mensch gewesen. Ich will jetzt allem, allem entsagen, nur das Nötigste für den nächsten Tag bedenken, kleine Sachen malen, und das ganze große Gespinst der Imagination, das mein ganzes Wesen ausmachte, aufgeben.

Oktober 1863.

Zuletzt noch zwei Worte, ich danke Dir, liebe Mutter, für die Art, mit der Du mein Verhältnis mit Anna berührst. — Ich sage nur soviel, wenn es ein Buch in der Welt gibt, in dem es geschrieben steht, daß man das Weib, das man drei Jahre geliebt hat, und die Freud' und Leid geteilt hat, die alle Begeisterung für die Kunst wachgehalten hat, wenn es geschrieben steht, daß man eine solche, Verhältnisse halber, seien sie welche sie seien, verlassen soll, daß sie genötigt wäre, in irgendeinen fremden Dienst oder sonstwo zu gehen, dann bin ich bereit, zu renunzieren, vorderhand habe ich noch Mut und Stärke genug, sie zu schützen — gegen jedermann.

November 1863.

Ich male alle Monat ein Bild; und wenn Du eine Ahnung davon hättest, was ein zum Größten berufener Geist alles niederdrücken muß, was etwa die knappe Schranke der Verhältnisse überschreiten könnte, und wie das wehtut und das innerste Leben angreift, Du würdest das, was man von feinen Geistern manchmal in Büchern liest und kaum begreift, an Deinem eigenen Sohne verwirklicht finden. Das, was die Welt groß nennt, sind nur Kombinationen, sind oft Leute, die mit ihrem geringen Pfunde, das ihnen Gott gegeben, zu wuchern verstanden. Es gibt ein Gewissen als Mensch und eines als Künstler, beides ist Religion und hat seine Berechtigung. Wenn ein Mensch so begabt ist, daß ihm die Kunst das Leben ist — doch lassen wir all das fahren, Du weißt so gut wie ich, was ich meine.

Neujahrstag 1864.

Die Franzesca steht bereit und das Stuttgarter Bild, aber ich brauche Mittel. — Das Kinderbild ist weit voran. Ich werde die Bilder nach bestem Gewissen malen und eines nach dem andern in kurzer Zeit schicken. Sieh, beste Mutter, lassen wir alle unnötige Delikatesse auf meine Kosten; die Sache ist so einfach, ich male die Bilder und bitte um Bezahlung, meine Ausgaben sind groß, und solange ich arbeite, bin ich über mein Leben niemandem Rechenschaft schuldig. Den Künstler für viel zu geringe Preise arbeiten zu lassen, ist keine Hilfe und bleibt eine Abhetzerei. Ich bitte, man möge mich als Mann, als Künstler behandeln und nicht als Anfänger und Jungen. Was mein Leben anbelangt, so bin ich niemand als Gott und mir Rechenschaft schuldig, und wenn das, was meine Kunst zart, innig und unsterblich macht, mein Geheimnis ist und bleibt, so hat mir niemand etwas vorzuschreiben. Mögen die andern Herren Maler sich mit Huren abgeben und Huren malen nach meinem Sinne, was geht es mich an. Ich stehe trotz meiner Arbeit allen gegenüber nobel da.

Ich habe ein eigenes Schicksal; es muß auch nicht viel mit meiner Kunst sein, sonst müßte längst alles anders gehen; so habe ich wenig glückliche Stunden. Ich bin mit mir und der Welt unzufrieden. Ich fühle, wie dringend nötig Ruhe des Gemütes und der Verhältnisse ist; ich kann sie nicht erjagen. Und je mehr ich mir den Kopf zerbreche, desto schlimmer für die Sache.

Juni 1864.

Ich habe sehr gearbeitet, das Baseler Bild und Romeo ist der Vollendung nahe. Beide sehr lieblich, und letztes gewiß das beste, was ich gemacht.

Oktober 1864.

Die Güte des letzten Bildes liegt in der Reinheit des Seelenausdruckes, und ich weiß zum voraus, daß man das Beste darin übersehen wird. Doch hat das nichts zu bedeuten. Was mich betrifft, so ist wenig zu sagen; ich würde Rom heute verlassen, wenn ich eine große anregende Heimat hätte; so, nicht wissend, wo es eigentlich besser sein könnte, muß ich bleiben und das, was mir die Welt versagt, in mir suchen. Es ist ja alles ein provisorischer Zustand, und so gebe ich die Hoffnung nicht auf, noch einmal befriedigt und glücklich zu sein. Ich arbeite täglich daran, mich heiter zu erhalten, da die Melancholie ein Verbrechen an mir und der Kunst ist.

Florenz, September 1865.

Herrn von Marées habe ich bleich und abgemagert von angestrengter Arbeit und Hitze gefunden. Wir sind gestern und heute zusammen und wollen morgen nach Rom abreisen, doch wollen wir langsam und bequem reisen, zuerst morgen nach Siena, dort bleiben wir, solange es uns gefällt, dann nach Perugia und Orvieto. Es wird das sehr schön werden. Du wirst Dich freuen, daß wir zusammen und langsam reisen; es hat sich merkwürdig gut getroffen, und meine Gegenwart hat dem Marées sehr wohlgetan.

Rom, September 1865.

Zuerst lasse mich beim freundlichen Bild der Reise verweilen, die ich in der durchaus liebenswürdigen Gesellschaft von Marées in vier Tagen mit dem Vetturin bewerkstelligte. Wir verweilten einen Tag in Siena, die lieblichste Erinnerung meines Lebens, Architektur, Natur, Sprache und Menschen im vollsten harmonischen Einklang; man muß es sehen. Dann fuhren wir die Nacht durch und kamen um vier Uhr morgens nach Orvieto. Die Stadt hoch auf Felsen, in der Mitte der Dom mit Bildern von Signorelli, das Vollendetste, was ich je erblickt. Die vollendete Kunst macht die Seele praktisch heiter; es wird auch Dir vergönnt sein, noch einen Teil dieser Schönheiten zu sehen! Endlich am vierten Morgen lag von hohen Bergen herab ein See und das ganze Gebirg, und fern in der Campagna St. Peter. — Das ist ein homerischer Zauber; kaum wurden die vielen Bewaffneten beachtet, die des Weges kamen, weil die Post vor wenig Tagen geraubt und geplündert wurde. Abends gegen Sonnenuntergang fuhren wir zum Tore Roms ein, und die Schönheit des Volkes, es war Sonntag, war überraschend.

Dezember 1865.

Der Hafis ist brillant ausgefallen. — Ich hätte Dir so viel zu sagen, doch will ich es lassen; ich habe außerordentlich gearbeitet, um den tiefen, innern Unmut, der mein Wesen ganz ergriffen hat, zu maskieren. Du nennst es Stimmung, aber man muß meinen Kopf und mein Herz haben, um manches zu begreifen. Ich werde es nicht lange mehr treiben, ich fühle es, und deshalb will ich arbeiten, damit ich doch etwas hinterlasse. An mir ist viel gutzumachen, und meine Augen werden die Früchte nicht mehr sehen.

Das Weib am Brunnen hält ein Kind, welches an der Brust eingeschlafen ist, ich glaube, es ist von unendlicher Anmut. Ich werde noch ein reizendes Kinderbild malen. Wollen wir tätig sein nach allen Seiten — und uns nichts mehr gefallen lassen! Denn was man Welt nennt, so ist sie des Kummers nicht wert.

Januar 1866.

Die Tatsache ist, daß ich täglich müder werde, für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen in der Kunst, die einmal kein Bedürfnis heutzutage ist. Und um einmal, wenn ich zu Tode gehetzt bin, in der deutschen Kunstgeschichte einen Artikel auszumachen, dafür danke ich. Ein Künstler, der keinen Boden im Volksbewußtsein hat, stirbt entweder so oder wie Rethel im Narrenhaus.

März 1866.

Die letzte Zeit bin ich noch in Rom in den Galerien gewesen, um mir tief nochmals den Eindruck einzuprägen. Ich werde die Tage im Vatikan nie vergessen und kann die größte Niedergeschlagenheit nicht überwinden, wenn ich an mein zerstückeltes Treiben denke, und wessen ich fähig gewesen wäre, wenn mir zur rechten Zeit die meinem Talente angemessenen Aufträge geworden wären.

Mein neues Bild „Ricordo di Tivoli“ ist merkwürdig glücklich in der Anlage, aber ich mag nichts mehr übereilen, und es ist im Herbste ja noch Zeit zu vollenden. Der Knabe auf dem einen Bild, der an der Brust der Mutter schläft, ist von wahrhaft ergreifender Wirkung.

Den holdseligen Eindruck Pompejis, des Meeres, der Bronzen und Vasen zu schildern, ist unmöglich, ich verspare alles auf das Mündliche. Ich habe an hoher Anschauung gewonnen und mich dem reinsten Genusse hingeben können, und ich habe innerlich geschworen, daß die Kleinheit und Erbärmlichkeit meines Vaterlandes meinen Geist nicht mehr behelligen soll. Durch die stillen Straßen Pompejis zu wandeln, in die heiteren bemalten Häuser hineinzusehen, jetzt nur bewohnt von kleinen Eidechsen, flüchtige Durchsichten des Meeres, der Himmel und das schönste Gebirge der Welt, das sind Dinge, die sich unauslöschlich ins Herz graben. — Bei meiner Rückkehr habe ich, zu meiner großen Freude, Anklänge daran unbewußt in meiner Kunst gefunden, die sicher das Richtige sich gewählt hat, und die, wenn nur die äußeren Verhältnisse günstig sich gestalten, einen hohen Aufschwung nehmen wird.

Einen Blick von der Höhe des Posilip herab auf die Inseln in der Abendsonne — so müssen die Inseln der Seligen aussehen. In Pompeji lernt man, auf welch niederer

Bildungsstufe wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts stehen. Kein Zimmer, noch so klein, was nicht heiter und kunstreich ausgemalt wäre, und wir bewundern in den Gemälden jämmerliche Zimmermaler, die nur reproduzieren.

April 1866.

Ich habe das Aquarell des Gastmahles überarbeitet, nachdem ich von Pompeji kam, und ich kann sagen, daß mit ganz kleinen Änderungen die Komposition erschöpft ist und sich an das Beste der alten und modernen Kunst anlehnt.

Ich habe für Berlin ein Bild begonnen, was die anderen weit hinter sich läßt, da ich für Schack immer befangener arbeite, weil ich seinen engen Gesichtskreis kenne. — Doch kann ich nichts versprechen, da ich mich nicht abhetzen darf; es heißt „Ricordo di Tivoli" und ist von einer genialen Nonchalance und Innigkeit, dabei nicht zu groß, so daß ich Furore überall mit machen werde, wo noch eine Idee von Feinheit sich befindet, was man freilich in Kleindeutschland schwerlich findet. Ich male diesen Monat weiter, ohne zu reflektieren, es ist das beste; komme ich zur Vollendung, desto besser, wo nicht, so ist es besser als etwas Übereiltes.

Ich war so reizbar diesen Winter, daß ich oft glaubte, es müßte sich in einer großen Krankheit Luft machen, besonders abends, wo die Phantasie tätig ist und alle Verantwortung auf mir ruht.

Da ich noch Papier habe, so möchte ich noch zufügen, daß, was ich von den besten anderen Künstlern gesehen habe, so bin ich an Geschicklichkeit im einzelnen bei weitem übertroffen, was natürlich ist, weil der Maler keine seelische Entwicklung für unser Publikum braucht; im großen ganzen und als denkender Mensch, und namentlich gebildeter Mensch, stehe ich wohl fest da. — Das ist auch der Grund, warum ich das ewige Flicken, was andere besser können, aufgeben möchte und mich bei der Kürze des Lebens in ein großes Werk legen möchte, was sicherlich bildend vorwärts wirkt.

Mai 1866.

Ich habe neulich einen Abschiedsbesuch gemacht bei einer römischen Familie, um ein Porträt zu betrachten, welches ich gemalt habe von der Tochter als Kind, ganze Figur, in einer Laube. Das Kind ist herangewachsen, ebenso schön, und ist versprochen. Ich fragte, wie lange es her ist, daß ich das Bild gemalt — acht Jahre; es fällt in die Dantezeit. Ich muß gestehen, daß mich abends ein solcher Unmut ergriff, daß ich glaubte, meinem Leben ein Ende machen zu müssen, wenn ich bedachte, was dazwischen liegt und wie ich jetzt als alter Esel dastehe, aus Mangel an ordentlichen Mitteln nicht das in der Kunst machen zu können, was ich sollte, und eben dieser Sache zuliebe die schönste Jugendzeit geopfert zu haben und mich notwendig dem Leben entfremdet. — Ich war die letzte Zeit krankhaft gereizt, es ist so natürlich; doch heute ist es anders, denn im Grunde meines Wesens bin ich entfernt von aller Schwärmerei, und ich will vorwärts und alle Stimmungen töten im Beruf.

Rom ist eine harte Schule für Leute, die fein sind und ein zu weiches Herz haben. Wenn ich als Mensch beglückt wäre, dann solltest Du einmal sehen, wie ich alles niederwerfe in größter Tätigkeit! Bis jetzt bin ich verkleinlicht und verquält, weil ich zuviel zu rechnen und berechnen habe und doch nie genug habe, um mir nur die nächste Umgebung erträglich zu machen. Mein Kopf ist voll von schönen neuen Gedanken, und es bedarf nur eines Funkens im rechten Augenblick, um das Feuerwerk anzuzünden.

Weihnachtstag 1866.

Das Gastmahl habe ich architektonisch konstruiert und brauche nur Lokal und Leinwand. Ich habe Auftrag gegeben, einen Saal zu suchen, welcher vielleicht in einem Kloster oder sonstwo ist, da nach Abzug der Franzosen mehrere Lokale frei sind; ich würde dann mich den letzten Monat dort einschließen und das Ganze entwerfen. Das Gastmahl, seitdem die Architektur im reinen, noch drei Figuren dazugekommen, gestaltet sich ganz in plastischer Klarheit.

Dezember 1866.

Daß Du begreifst, daß die Schacksche Sache nicht so gehen kann, freut mich sehr. Daß nach der Pietà, mit Ausnahme der vier Bilder, die ich hier habe, unter den Verhältnissen kein Fortschritt möglich war, wird Dir begreiflich sein. Gehe meine Vergangenheit durch und denke, mit welcher Münze ich bezahlt worden bin, so kannst Du Gott danken, daß ich überhaupt noch lebe und Elastizität genug noch habe, das Bessere zu wollen. Nachdem ich mit der Iphigenie abgefahren, die Pietà mit knapper Not zu miserablem Preise untergebracht, wer kann mir verargen, daß ich Hoffnung, Lust und Glauben verloren habe. — Das größte Genie kann nicht immer geben, es verlangt getragen zu sein, und wir wollen froh sein, wenn es der nächsten Zukunft gelingt, mir wieder den naiven Glauben und die Ruhe zu bringen, ohne welches keine Kunst möglich ist.

März 1867.

Ich habe in letzter Zeit eine dämonische Tätigkeit als Mensch und Künstler entfaltet. Daß meine Erhebung mit der nationalen zusammentrifft, ist ein freudiger Triumph. Und da ich bis ins Kleinste herab rasch und sicher in meinen Handlungen bin, so schließen sich auch die geringsten Umstände an. Das ganze Geheimnis besteht darin, zu wissen, wo man Karriere reiten kann und wo man die Zügel festhalten muß.

Oktober 1867.

Ich habe das Atelier eingerichtet und warte nur auf die rechte Stunde eines fröhlichen Beginnens. Ich habe das Symposion schöner und klarer gefunden, als ich es in der Erinnerung hatte.

November 1867.

Beim Gastmahl werde ich vorläufig mich ganz auf den linken, als den klassischen Teil, speziell römischen, werfen, das übrige kann überall und zu jeder Zeit vollendet

werden; wie ganz anders würde es gehen, wenn ich eine gebildete Nation hinter mir hätte. Ich habe noch nie so klar gesehen, wie diesmal bei meiner Zurückkunft, und daß ein Leben dazu gehört, einen Quadratschuh mit Verstand auszufüllen.

Weihnachtsabend 1867.

Ich habe eine Ersatz-Iphigenie begonnen und entwerfe noch Orpheus und Eurydike.

Das Angreifende ist nicht sowohl das Malen, als daß ich auch die Hemdknöpfe selbst besorgen muß.

Dann bin ich kein Gedankenmaler, sondern ich führe alle meine Truppen zu gleicher Zeit ins Feuer, nnd damit gewinnt man die Schlachten. Allerdings bin ich jetzt etwas zerschossen und verwundet.

Januar 1868.

Daß Iphigenie verkauft ist, weißt Du. Eine um viel schönere, nicht ganz so groß, geht nächste Woche der Vollendung entgegen. Die letzten Tage, wenn ich in mein Atelier trat, habe ich stets lachen müssen und schließlich nichts getan, als mich umgesehen und Zigarre geraucht. Das große Bild malt sich von selbst fertig. — Ich habe mich fragen müssen, wo und in welcher Zeit ich eigentlich das Vergnügen habe, zu leben, da in Anbetracht der Hindernisse die Aufgaben so leicht sind.

Für die Iphigenie, die ich am Abend spät mit dem Vorgefühl herannahender Krankheit entworfen habe, habe ich heute einen schönen Rahmen bestellt. Du kannst die alte getrost ziehen lassen, denn sie sitzt Modell. Die jetzige habe ich dem merkwürdigen Zufalle zu danken, welche Geschichte ich mündlich erzählen werde. Damit das Bild in der Familie bleibt und für Kunstvereine unverkaufbar bleibt, habe ich es so eingerichtet, daß sie für Laien Skizze, für uns aber eines meiner vollendetsten und besten Bilder ist. So sucht man lange, und das Richtige findet man instinktmäßig, wie die Bestien. — Ich genieße reine Freude, wenn ich an alles denke.

Februar 1868.

Ich male den Orpheus und beginne nächste Woche die Amazonenschlacht. Das Symposion ist auf dem Punkt, daß ich schon in Verhandlungen wegen des Rahmens bin. Ich könnte forcieren, aber ich tue es mit Absicht nicht, da ich täglich Fortschritte mache. Das letzte Wandgemälde auf dem Symposion ist die Hochzeit des Bacchus mit Ariadne, der Wurf ist ein um so glücklicherer, als der Bacchantenzug im vollen Rapport mit dem auf der anderen Seite hereinbrechenden Alcibiades ist.

Mein Gedankengang hat etwas Napoleonisches, doch ist ein großer Unterschied, er hat mit St. Helena aufgehört, und ich habe von Anfang darauf gesessen, so daß meine Aussichten sich der Besserung entgegenstülpen. Das Glück, ein Deutscher zu sein, habe ich in des Wortes verwegenster Bedeutung zu fühlen Gelegenheit gehabt.

März 1868.

Ich habe den Vorhang vor das Symposion gezogen, vorderhand mag es ruhen, meine Aufgabe ist gelöst. Die Amazonenschlacht bekommt schon den Rahmen, sie gefiel

Fiedler außerordentlich. Ich habe das Ricordo für Schack glänzend herausgerissen, also auch dieses abgemacht. Ich glaube, daß es das letztemal ist, daß dieser trübe orientalische Perlenfischer mein Meer befährt. Ich habe den Orpheus lebensgroß gemalt, bereits in voller Wirkung; ich war heute ganz verblüfft, als ich ins Atelier kam, über die Wirkung; ich glaube, daß kein Mensch, ohne ergriffen zu werden, davorstehen kann, ich wußte es voraus. Somit ist mein Programm für diese Saison geschlossen.

Der Vorhang für das große Bild ist vorgezogen, weil das Denken schwer, das Malen aber leicht ist.

Mai 1868.

Die Arbeiten dieses Winters haben nichts Menschliches mehr, ich habe Triumphe errungen, die ich selbst nicht ahnte. Basta. — Mandolinenspieler: Eine schöne Frau mit schlafendem Kinde an der Brust in einer Laube horcht auf die Musik, welche ein Mann, der sich an den Tisch lehnt, vermittels einer Mandoline hervorbringt. Mehr läßt sich nicht sagen.

Oktober 1868.

An das Symposion gehe ich etwa in zwei Monaten, und dann verlasse ich es nicht mehr. November, wenn ich nicht reise, wird Orpheus und Iphigenie vollendet, letztere bloß den Kopf, damit sie unser bleibt. Ich habe den Vorhang vorgezogen und denke vorderhand an gar nichts, im wesentlichen aber denke ich immer daran, und wenn die rechte Stunde kommt, wird sich alles rascher lösen, als ich jetzt zu glauben wage. Das Malen ist keine Kunst, aber das richtige Denken, sich und der konfusen Welt gegenüber, ist schwerer, als man glaubt, und die Wahrheiten erkauft man immer teuer.

Dezember 1868.

Vorgestern abend, 4. Dezember, habe ich Deine Iphigenie ganz vollendet. Ich vertraue sie Dir an und hoffe, sie noch in meinem Gartensalon zu sehen usw. Ich wünsche nicht, daß sie an die Öffentlichkeit gelange, sondern uns bleibe. Es ist von solcher holden Schwärmerei in seiner Einfachheit, daß man tagelang davorsitzen kann, so wie es mich selbst im Sessel gebannt hält. Nächste Woche vollende ich Orpheus. Januar gehe ich an das Symposion, und wie die Sache jetzt steht in meinem Kopfe, so vollende ich es in zwei Monaten.

Dezember 1868.

Ende Januar ist das Symposion fertig, es geht ganz rasend, brillant, ich komme vielleicht schon im März. Orpheus ist vollendet, doch schicke ich nicht vorderhand. Er steht auf dem gleichen Niveau mit dem Symposion. Das ist ein Götterjahr.

Oktober 1869.

Was das Symposion anbelangt, so ist mir vieles klar geworden, und ich habe mich oft gefragt, auf welchem Punkte wir eigentlich stehen. Ich glaube, daß es zu viele Maler und zu wenige Menschen gibt, und daß man, gewohnt an ewiges Virtuosisieren in allen Tonarten, zuletzt das nicht mehr begreift, was man im gemeinen Leben „eine

Schöpfung" nennt. Die Rückwirkung spüre ich doch hier an den Leuten. Es wird Dir auch klar geworden sein, wie vieles bei mir anders gefaßt werden muß als bei andern, sei es im Leben, sei es in der Kunst.

November 1869.

Diesen Monat bin ich für niemanden da, es geht nicht anders, was nicht konsequent heiß aus der Pfanne gemacht ist, ist nichts wert; daß mich die Arbeit noch ermüdet, hat auf meine Gesundheit keinen Einfluß. Es ist wahrhaft betrübend, wie eine Masse von Menschen sich nie dareinfinden kann, daß nach außergewöhnlichen Dingen die Menschen auch anders behandelt werden müssen.

Dezember 1869.

Jetzt, wo ich mein gereiztes Unwohlsein in Deutschland ruhig überschaue, finde ich es als natürlichen Rückhalt großer Anstrengung; wenn Soldaten aus dem Feld kommen, sehen sie auch nicht besser aus, bei uns ist es geradeso.

Venedig, September 1870.

Heute morgen habe ich ganz allein eine Stunde vor der Assunta gesessen. Es würde unnütz sein, alles auszusprechen, was durch die Seele geht, mir speziell hat sich das Herz im Leibe herumgedreht, als ich dieser elenden, erbärmlichen Gesellen und Vergangenheit gedachte. Ich fühle gar nicht mehr als Maler, sondern als Mensch. Ich habe viel zu sagen, dieses Alleinherumvagabundieren ist mir nahezu unheimlich, noch mehr die Menschen, die mir das Schicksal in den Weg geworfen. Es wird bald anders sein. Venedig ist das alte, es sind nun zwölf Jahre herum, und mir ist alles wie ein Traum.

Rom, Winter 1870.

Die Iphigenie habe ich für unser Haus bestimmt, und ich glaube, wenn einer die Personifikation der Sehnsucht will, so hat er sie in diesem Bilde. Das Paris-Urteil frivol behandeln kann nur ein Schwein oder einer, der schlecht verheiratet ist. Du bist eine alte, anständige Dame und hast die ursprüngliche Naturwüchsigkeit herausgefunden. Wenn die Schönheit, statt zum Essen einzuladen, immer nur wie eine häßliche Medizin wirkt, wo soll die Gesundheit herkommen. Der Kunstboden muß gründlich gereinigt werden, damit jeder dahin komme, wo er hingehört.

Den ersten Dezember beginne ich die Schlacht und das Symposion zu gleicher Zeit. Erstere ebauchiere ich ganz frei ohne Natur. Bei letzterem ist die Photographie ein herrliches Knochengerüst mit seiner mathematischen Richtigkeit, und ich kann Geist und Phantasie laufen lassen in Bereicherungen und Pracht. So zum Beispiel male ich den Rahmen mit Hilfe des Vergolders selbst. Lauter Kinder, Früchte, Tiere, Masken, grau in grau auf Goldgrund. Die Halle wird mit Blumen geschmückt und die Wände reich mit Gold geschmückt, der Boden reiche Mosaik usw.

Seit ich mich kräftig fühle und mich hier niemand mehr belästigt, sehe ich alles klar und groß, und die Früchte werden stolz ausfallen. Mein Modell hat das Atelier sehr

hübsch gehalten und hat in seiner einfachen Bürgertracht den ersten angenehmen Eindruck auf mich gemacht, enfin, es kann losgehen nach allen Seiten hin. Das Pardelfell wird im Gastmahl eine brillante Unterkunft finden; wie werden sie stumm und still werden!

Februar 1871.

Vorgestern die Leinwand vom Symposion bestellt, ich habe enorme Fortschritte gemacht. Nächste Woche kommt das Gerüst, und male die obere Hälfte, dann komme ich. Die Schlacht wird von dämonischer Wirkung. Vom alten Symposion kann ich nichts mehr brauchen.

November 1871.

Sonntag über acht Tage wird der Rahmen, und somit ein Drittel des Bildes, fertig. Du kannst Dir von der Schönheit keinen Begriff machen, viele Hunderte nach der Natur gemalte Früchte hängen in schweren Girlanden auf Goldgrund. Ich bin diesen Winter viel wohler und heiterer, da ich vom Leben nichts mehr erwarte.

Die deutschen Kunstverhältnisse, vorurteilsfrei von hier betrachtet, sind nicht décadence, sondern déroute complète, das hindert aber nicht, daß das große Bild eine Revolution hervorrufen wird und ich ein reicher Mann werde; auch die Schlacht wird für Wien fertig. Die Iphigenie, an der ich noch zuletzt gemalt, bei Meeresstille, ist ein Bild, vor dem man stundenlang sitzen kann, weich, klar und seelenvoll. Der fliegende Schmetterling bedeutet die Seele.

Nach meinem jetzt kommenden Auftreten wird Grabesstille folgen, denn es kann niemand mehr mit mir konkurrieren. Ich bin diesen Winter stärker geworden und ermüde nicht, ich habe es dem herben, reinen Toskaner Wein zu danken, den wir jetzt haben. So habe ich diesen Winter das Fünffache mehr tun können, als in den vergangenen Jahren.

Bologna, September 1872.

Wohltuend ist die klösterliche Ruhe und Stille in diesem alten Kulturland Italien, gegenüber dem Getue in Deutschland, wo jedes Piephuhn uns krähend versichert, daß es sich nächstens in einen Adler metamorphosieren werde.

Rom, November 1872.

Vorigen Dienstag, den Neunzehnten, habe ich den Namen unter die Schlacht geschrieben, das ganze Bild ist gemacht. Schluß dieses Monats und Dezember ist dem Symposion gewidmet, welches auf gleiche Höhe mit den andern gebracht wird. Die Bilder stehen einander gegenüber und repräsentieren einen Komplex von beinahe hundert Figuren. Es ist schon wert, daß ich lebe und gelebt habe.

Januar 1873.

Habe eine Medea nach der Tat allein entworfen. Mondschein sehr erschütternd. Schöpfungsgeschichte der vorigen ist erstens „mein Hirnkasten, Ristori, Porto d'Anzio, Ruderknechte und mein Modell".

Wien 1873—1876

Frühjahr 1873.

Dann gingen wir ins Künstlerhaus, nachdem mir die Affichen, groß gedruckt, schon beim Hereinfahren in die Augen fielen. Es ist ein Papst und nebst kleinen Sachen bloß das Makartsche Bild. Schon unten am Portal die Marmortreppe herauf sieht man das Leuchten der Farben. Der Zuschauerraum ist durch ein schwarzes Tuch dunkel, so daß das Oberlicht haarscharf das Bild beleuchtet und selbst, wenn es mittelmäßig gemalt wäre, eine magische Wirkung erzeugt. Rechts und links exotische Gewächse. Ich habe mich eines niederschlagenden Gefühles nicht enthalten können, wenn ich bedachte, daß zwanzigjähriges Kämpfen mit Sorgen zuletzt einen Stein aushöhlen müsse, während anderen, mögen sie mehr Talent haben oder nicht, vergönnt ist, rasch zur runden, vollen Erscheinung zu kommen, und sich dann auch alle äußeren Glücke solchen begnadeten Kindern darum reihen.

Meine Bilder werden zu einfach aussehen, doch habe ich getan, was möglich war. Einer prunkhaften, glücklichen Zusammenstellung der mannigfaltigsten Stoffe der Welt ist schwer mit meinen Gegenständen standzuhalten. In meiner Kunst war ich zu einfach, weil ich nicht glaubte, mit jedem Seidenmagazin konkurrieren zu müssen, sowie ich zehntausend Franken für Kleider übrig habe, werde ich meine Figuren auch besser anziehen. Einen Vorteil haben meine Leute, daß sie Füße haben, worauf sie stehen.

Dann fahre ich in die Akademie und finde die Schlacht im Begriff, gespannt zu werden, auf dem Boden, wo sie so ziemlich das ganze Atelier füllt. Noch voll Falten, fingerdick mit Staub bedeckt, paßt Keilrahmen und Bild auf Stecknadelbreite. Das Symposion, noch aufgerollt, kommt Montag an die Reihe und wird gegenüber aufgestellt, beide ohne alle Verletzung.

Da ich gelitten genug habe im Leben, so wirst Du mir glauben, daß ich mit vollständiger Hintansetzung meiner Person das Bild umgangen habe, und ich habe eine hohe Freude erlebt, ich male nichts mehr daran, die Wucht und Präzision ist handgreiflich, das sei Dir genug für heute. Wie einfach und groß und wie nobel, trotz der Nuditäten, steht die Schlacht da, nun kommt noch das Symposion, was besser ist. Enfin, was will ich mehr?

Ich bin in in vielem anderer Ansicht geworden und finde ein paar Franzosen, trotz Pecht, leider, was kompakte Darstellungsgabe anbelangt, die besten. Die Deutschen sind zu dünn und bunt, auch so gesucht in den Sujets.

Bologna, August 1873.

Ich komme von der heiligen Cäcilie von Raffael. Das Bild an Form und Seelenausdruck ist unsagbar schön. Die unten liegenden Instrumente sind von Johann von Udine mit rührender Sorgfalt im Geiste des Meisters gemalt. — Hier empfindet man,

daß heutzutage in dieser Reise-, Eisenbahn-, Pickelhauben- und zerlumpten Kaisermantelzeit keine Kunst mehr sein kann. Wer hat Zeit zu solch tiefer Seelenversenkung in das Allerheiligste. Wie beschämt dieser Meister unsere hochweise Epoche der Couponschneider und des verquetschten Geschlechtstriebes, der Impotenz und sentimentalen Handwerksburschenpoesie. Pfui Teufel!

Hier in Bologna sind prachtvolle Weinkarren, ganz antik, jeglicher von silberfarbigen Ochsen gezogen, Faß, Gestell und Räder ganz mit bronzenen Bassoreliefs umhüllt. Der Wirt sagt mir, daß, je reicher der Besitzer, desto schöner läßt er den Wagen verzieren. Ich kann diese Cäcilie gar nicht vergessen, weil ich früher noch zu befangen im Machtwerk, nicht die richtige Anschauung gehabt. Das ist Kunst, man wird selbst edler, wenn man es ansieht.

Rom, August 1873.

Die Schönheit der Menschen ist mir diesmal sehr aufgefallen, im Verein mit der plastischen Sprache und einer naiv-harmlosen Art, sich zu geben, höchst erfreulich.

Rom, September 1873.

Ich habe hier meine alten Freunde gefunden und habe fortwährend eine innere Heiterkeit empfunden, wie es draußen nicht möglich ist.

Dieselben Leute, welche die Macht haben, die Talentlosigkeit an die Spitze zu zu stellen, haben sie auch, wirkliche Talente zu schädigen.

Wien, Oktober 1873.

Meine Bilder sind geradezu prachtvoll. Mit wenig Sachen vollendet. Was habe ich auch nur einen Moment nötig der Sorge, da ich eine eminente Macht in der Hand habe, Genie und Stellung. Das Symposion ist auch ganz köstlich, jetzt darf ich es sagen, da ich den Vatikan gesehen.

Januar 1874.

Auch das Gastmahl ist ein treffliches Werk geworden, das bekommen sie denn im März. Was Eitelberger in jeder Vorlesung betont, das ist ja in den Bildern ausgesprochen. Ich bin morgen bei ihm eingeladen, doch verlange ich erst nach Ostern meine Entlassung, um so mehr, da sie nun auch noch Makart zum Professor machen wollen, wodurch all das, was ich lehre, paralysiert würde. Ich danke für ein Brot, was man mit täglichem Verdruß essen muß. Schon eine Annonce in der Presse war gemein, dann folgte ein Schmähartikel, und abends sagt mir Professor Eisenmenger, den ich immer ausgezeichnet, obgleich er mir gegenüber nur ein Dilettant ist, daß alles, vom Künstler bis zum Hausknecht herab, schimpfe, es sei so in Wien, auch habe ihn Hansen gefragt, ob es denn wahr sei, daß ich ein so schlechtes Bild gemalt. Darauf sagte ich, es habe mir einmal jemand geäußert, die Wiener seien behandschuhte Schustergesellen, ich hätte es damals nicht glauben wollen, jetzt wäre ich davon überzeugt. Daß meine Schüler mir die beste Zeit rauben, habe ich ertragen, aber so eine ganz unnötige Verdrußmacherei,

dem wird baldigst ein Ende gemacht werden. Gerade in der Schlacht liegt eine Macht und Kraft, und ich dulde solche Dinge nicht mehr.

Ich habe hier schwere Zeiten durchlebt, in Rom habe ich bei aller Armut doch meine Gemütsruhe gehabt. Die Anfeindungen liegen lediglich in der Professur und am gänzlichen Mangel einer feinen Seelenbildung der hiesigen Menschen. Immer anstrengende Arbeit, immer Verdruß. Wenn noch ein Grund vorhanden wäre, wollte ich schweigen, aber, daß man es wagen darf, das Beste und Edelste in den Dreck zu ziehen, ungestraft, das kann doch nur in einer ungebildeten Nation vorkommen.

Februar 1874.

Die Schüler sind wacker, nnd wie auch die Dinge sich gestalten mögen, segensreich war auch mein kurzes Wirken, denn ich habe einen Weg gezeigt, und Resultate erzielt. Es kam zuviel zusammen, und meine Natur hat sich ermüdet über dies ewige Hineinhacken und ganz ungerechterweise. Es ist nur die deutsche Feigheit, die solche Krisen schafft, das Sträuben gegen alles, was nicht gemein ist. Pomadisierte Huren hätte ich machen sollen, aber die Natur hat mir diese Gabe versagt. Dazu haben die Leute hier eine Art Halbbildung, die hinderlicher wirkt, als man denken sollte. Gemein in der Gesinnung, loben sie das, was ihre Gesinnung ausspricht.

Lerne doch begreifen, daß ich für meine Person ja an Schimpf von Deutschland her gewohnt bin; es tritt aber hier ein zweiter Faktor ein, der außer meiner Person liegt: „Ich dulde es nicht wegen meiner Schüler." Wer das nicht begreift, der möge sich begraben lassen. Die Schüler habe ich brillant geführt, sie sollen sehen, wie der zweite Professor tut. Ich muß hier in erster Linie als Mann handeln, dann die Kunst und das Interesse.

April 1874.

Das Ministerium will mir den Hauptsaal des Parlaments geben. Das Malen wär' nichts, ob ich aber das Diplomatisieren fertigbringe, ist eine andere Sache. Ich weise vorderhand nicht ab, aber binde mich nicht, denn ich habe kein Vertrauen mehr zu den Hiesigen, auch nicht auf meine Gesundheit. Das Ministerium gibt mir zur Ausschmückung die Akademie, die Universität (Bibliothek und Aula) und das Parlament. Noch diesen Monat wird alles festgestellt und habe Konferenzen mit den Architekten, welche mich am liebsten haben von den anderen. Die nächsten Jahre gehen mit Vorbereitungen hin, dann müssen die Schüler eintreten.

Pfingstmontag 1874.

Mir scheint alles in allem, daß wir vollkommene Freiheit haben, zu tun oder zu lassen, was uns gutdünkt. Der Plafond ist größer als beide Berliner Bilder zusammen, und ist dies ja erst der Anfang, dem zehn bis zwölf Jahre Tätigkeit folgen. Morgen habe ich mit Hansen die erste Konferenz, wir werden uns rasch einigen, die Hauptbilder des Parlaments und Universität sind mir garantiert, da sie jetzt wissen, daß es keiner machen kann, wenn sie nicht wieder die verschimmelte Leier hervorholen und sie mit ab-

getragenen Saiten bespannen wollen. Der Olymp ohne Handlung ist langweilig, ich schlage den Titanensturz oder Goethes Gedicht „Apoll vertreibt die Bacchanten vom Parnaß“ vor.

Der erste Impuls muß bei solchen Dingen immer von oben angedeutet werden, der Maler erweitert, bereichert und gestaltet um. Den Pavillon werde ich bekommen, und die Vorarbeiten werden dieses Jahr abwechselnd hier und in Rom gemacht. Das ganze andere Jahr wird das Bild gemalt, welches dann zur Eröffnung eingesetzt wird.

Juni 1874.

Auch für die k. k. Museen sind nach Andeutungen Eitelbergers beim Kaiser einige diplomatische Schritte getan. — Die übrigen drei Bauten hat das Ministerium mir gegeben, nicht alles vollzuschmieren, da können fünfzig Menschen nicht fertig werden, sondern überall das Zentrum.

Juni 1874.

Montag habe ich Konferenz, da sage ich meine Meinung. Lese nach und berichte vom Olymp, ich brauche Handlung, irgendeine wichtige Botschaft, damit sie nicht wie die Ölgötzen herumhocken. Die Bilder in reicher Umrahmung sind zu klein und würden mosaikartig wirken. Es sind achtzehn kleine und ein großes Rundell von fünfzehn Fuß Breite. Da geht also kaum Helios ohne Horen hinein.

Daß sich nicht ein Arm für meine Bilder erhoben hat, das hat mich mit dem tiefsten Ekel erfaßt. Macht nur fort, ihr Herren, begeifert das Edelste, und die bittere Stunde der Vergeltung wird auch euch schlagen. Ist es den Wienern mit mir gegangen, wie einer schönen Demi-monde-Dame, die, keck gemacht durch ihre Erfolge, ihre Kreise verläßt und sich in aristokratische Gesellschaft mischt, wo sie sich sehr bald beschämt zurückziehen muß.

Ich will ein Bild in köstlicher Umrahmung nach Art der Farnesina von Raffael, zumal es der Akademie-Festsaal ist. Höchstens noch zwei kleinere, Prometheus bringt das Feuer, und die Menschen zünden ihre Fackeln an, und er geschmiedet am Felsen, von Okeaniden beklagt, Mittelstück Titanensturz oder Olymp. Ein Glück, daß ich Zeit habe.

Man ist freundlich und lieb mit mir, doch haben sie eine Art Scheu vor mir, ich kann mich nicht recht ausdrücken, aber ich fühle es instinktmäßig.

Damit Du siehst, wie leicht mir alles wird: ich kam halb zwölf aufs Atelier, fand die Leinwand zu klein, den Zirkel zu groß und die Decke schrecklich lang, um halb zwei saß ich schon beim Mittagstisch im Hotel Müller. Architektur und Figuren waren fertig. Titanen prachtvoll, garantiert! Siebzig Figuren. Habe auch Hansen nahegerückt und in seinem Sinne ornamentiert, nur den Rock für mich erweitert. Es sind außer dem Kolossalbild zwei große Rundelle oben und unten. Ich habe Eros schlafend in Gäas Schoß gemacht und den Uranus und Okeanos. Dann habe ich acht kleine, viereckige Felder für die Schüler mit Blumen und Kindern. Hansens Ornamentik bleibt, also habe ich die

Sache. Der Sturz ist voll malerischer Motive und prachtvoll in der Linie, ich habe es vorausgewußt.

Juli 1874.

Ich bin noch nicht ganz überzeugt, ob es hier bloß auf Ausnutzung meiner Kräfte angelegt ist und sie meine Lage ausbeuten. Nous verrons, einstweilen lebe ich noch. Lützow sagt: „Es sind lauter Weiber hier, aber Ihre Sache wird siegen, selbst Ihr Projekt."

August 1874.

Da es nun offiziell konstatiert ist, daß eine Feuerbachschule existiert, sogar eine blühende, trete ich jetzt in ein neues Stadium. Habe gestern wieder einem Stipendium verschafft.

Sämtliche Werke vermache ich testamentarisch einer italienischen Nationalgalerie, mit der Klausel der Nichtentäußerung.

Mein Buch hat neun Kapitel und geht vorwärts; da es nur Tatsachen sind, ist es von so kapitaler Lächerlichkeit, daß ich nicht mehr nach Deutschland dann kann. Hat Zeit. Habe es sehr praktisch eingerichtet. Habe gefalzte Bogen und schiebe die Gedanken stiller Abendstunden in die betreffenden Kapitel, dann reihe ich die Schnur und vollende.

Oktober 1874.

Ich habe mein ganzes Leben mit solch häßlichen Dingen zu kämpfen gehabt, daß ich auch hinüberkommen werde; es ist nur, daß man auf alles gefaßt ist, ich tue alles, was sich mit der äußersten Menschenwürde verträgt, und wiederhole, daß es besser ist, jetzt alles durchzumachen als später. Ich werde alles frei, aus dem Kopf, hinschmieren. — Wenn Werke wie ein Symposion spurlos verschwinden, was, liebe Mutter, ist da überhaupt zu erwarten? — Ein junger deutscher Professor der Universität sagte mir: sie kämen alle mit Feuereifer hierher, würden aber lahmgelegt durch Regierung und Volk und sehnten sich fort. Dies für die Zukunft.

November 1874.

Ich habe viel gedacht und will nun so sagen. In dieser Weise darf ich nicht fortfahren. Mein Amt und der Auftrag mit meiner Persönlichkeit muß mir jetzt eine sehr vermögende Frau schaffen. Plafond, alles ist Nebensache, das schmiere ich genial hin. Dann kann ich die Plunder aufgeben und für mich malen. Es muß nun sein und wird sich finden, noch ist es nicht zu spät. Benehmen sie sich später besser, kann ich bleiben oder gehen, aber solche Geschichten hält meine Natur nicht aus. In der Kunst bin ich in den neuesten Werken so, daß ich Raffael wieder die Hand reiche, und das ist genug.

Venedig, März 1875.

Ich komme soeben vom Balkon des Dogenpalastes, wo ich auf die Lagune geschaut habe, und schicke von hier einen Gruß, da ich jetzt rasch durchreise. — Ich bin drei Tage

hier geblieben, wegen der Veronesischen Plafonds. Alles, was die Wiener Maler sind, haben sie hier gestohlen, und bin nun endlich froh, die Quelle zu kennen, aus der sie ihr trübes Wasser holen.

Rom, März 1875.

Italien war hohe Zeit für mich, es geht in Wien nicht lange gut unter den Menschen, es ist das keine Kaprice, sondern man fühlt es. Italien ist so ruhig und schön. Gestern war ich bei der Cäcilia in Bologna. Man darf nur die späteren Bologneser Maler, Guido Reni nicht ausgenommen, ansehen, so sieht man, daß alle Zeitkrankheiten schon einmal da waren und wir Modernen nur das Stroh dreschen, was schon gedroschen ist!

Rom, Palmsonntag 1875.

Rom ist groß und still, gemacht für die Arbeit und nobles Denken, später komme ich doch ganz her. Hier ist es wie ein stiller Frieden über mich gekommen, ich habe selbst die Erbärmlichkeit der Leute draußen vergessen, ein Narrenhaus war und ist es ja immer. Ohne Opfer in meiner Kunst geht es nicht, und ich bin bereit, bis zum Tode Opfer zu bringen. Wenn ich an die großen Wiener Bilder denke, dann faßt mich ganz namenloser Grimm, und es wird und wird sich rächen, das glaube mir, wenn es zu spät ist. Was schrumpft der Wiener Trödelmarkt hier zusammen, Leute, die sich einbilden, das Urteil gepachtet zu haben. Dilettanten, die alles hier gestohlen haben, nur haben sie alles mit Zuckerwasser versetzt.

Ostertag 1875.

Hier ist herrliches Frühlingswetter, und ich arbeite bei offenen Fenstern: Lorbeer, Palmen, Aloen und immergrüne Eichen sehen zu den Fenstern herein, ich selbst bin um zehn Jahre jünger geworden und weiß jetzt, was später zu tun ist. Ich bin wieder ganz Künstler und werde jetzt auch mit Wien fertig werden. Nach Vollendung meiner Aufgaben komme ich ganz her, in Wien altert man schnell, es ist zu unruhig. Für den Augenblick war es eine Revanche und Hilfe, so fasse ich die Sache auf. Was später kommt, wird nur die logische Folgerung sein.

Ich denke hier oft an den Vater und freue mich, daß ich so gesund geblieben bin in meiner Kunst, daß alle meine Gestalten Naturlaut haben und typisch werden mit der Zeit — enfin die Dummheit überdauern. Wenigstens gestohlen habe ich nicht, sondern alles ist aus der Natur heraus empfunden.

Wien, Mai 1875.

Jetzt von Italien zurückgekehrt, habe ich auch Urteil über meine großen Bilder. Ich bin fast erschrocken, was man machen kann, wenn man Glauben an sich selbst und Freude hat. Kleinigkeiten würde ich jetzt besser malen, aber im ganzen kann ich zusehen, daß ich den Zug nicht verliere.

In der Kunst kommt es hauptsächlich auf den Menschen an, Talent wird vorausgesetzt.

Mein Saal ist so schön, daß ich alles selbst male. Dreißig Marmorsäulen. Nicht zu hoch, nicht zu groß, und intim und prächtig zugleich. Ich bekomme die Führerschaft der Monumentalbauten, und es wird bald eher zu viel als zu wenig werden. Mit dem Saal setze ich mir ein kleines Mausoleum.

Oktober 1875.

Dein Brief hat Dr. Speidel sehr gefreut. Er war vor einigen Tagen lange im Atelier und ganz ergriffen von dem Maß und der Gewalt, poetisch begabt ist er. Er hat sich auch rückhaltlos ausgesprochen.

Dezember 1875.

Im Laufe Februar sind vier Bilder fertig, da kann ich schon mitsprechen, und am Ende vom Liede hängt es dann von ihnen ab, ob sie sich anständig halten wollen, meine Sache steht fest, so oder so.

Juni 1876.

In München hängen meine Bilder im großen Entreesaal der Wernerei gegenüber. Der patriotische Hanswurst und der klassische Maler.

Venedig 1876—1879

Oktober 1876.

Im Frühjahr, wenn ich Mittel habe, komme ich auf sechs Wochen hierher, da ich ein Bild für hier im Kopfe habe. Ein „Konzert". — Den großen Prometheus will ich als Staffelbild vollenden; so glaube ich, alles getan zu haben, was nach einer so schmählichen Behandlung nötig ist.

Ich bin nun drei Wochen auf Marmor unter großen Hallen herumgegangen, das beruhigt, und das habe ich gewollt. Die deutsche Engbrüstigkeit taugt nichts für künstlerische Seelen, es schnürt ein und bietet doch nichts für das Opfer. Das Tendenziöse der dortigen Kunst kommt vom Mangel an Anschauung, die Kunst ist ja nur das Spiegelbild der Umgebung in der Seele, sei sie groß oder, wie gewöhnlich, klein.

November 1876.

Beiliegend ein kleiner Entwurf des venezianischen Bildes, schicke mir ihn im nächsten Brief wieder. Was am Figürchen rechts an die Cäcilia erinnert, kommt mit dem Nach-der-Natur-Empfinden ganz weg. Die Frau rechts hat Pause, die links spielt Pizzicato mit gesenkter Violine, hinten Viola und Bratsche. Der Engel unten sitzt höher am Fuße der rechten Figur. Architektur, Weiß mit Gold, hinten Luft. Die Figur rechts Goldbrokat, die Bratschen Purpur und Dunkelviolett.

Im Palazzo Rezzonico am Canale grande (ein Miniatur-Würzburger-Schloß) habe ich drei saalartige Zimmer, jedes mit steinernem Ofen, gefunden, Miete mäßig. Gondelanfahrt, zehn Minuten von der Luna zu Fuß. Mit den Modellen habe ich Schwierigkeiten, wie das immer ist, wenn die Leute einen noch nicht kennen. — Ich habe nichts abgemacht, da ich im März doch alles wieder finde, und was jetzt eine verzettelte Wirtschaft wäre, wird nach Regelung meiner äußern Verhältnisse ein positives, ruhiges Schaffen werden. Jetzt würde ich fiebrig arbeiten, und das darf nicht mehr sein. Weil alles Handwerker sind, deshalb haben sie schnell eine unglückliche Ehe mit der Kunst gemacht. Kommt nach dem breiartigen Schleime deutscher Kunstpflege ein solider Abschluß, dann wird auch neues Schaffen heranblühen.

Januar 1877.

So wie in der Naturgeschichte Tinte mit Wein gemischt ein unhaltbares Getränk erzeugt, so können bestimmt gezeichnete Naturen nicht in gewisse Verhältnisse hineingezwängt werden ohne tödliche Gefahr. — Ekel erzeugt Fieber, und Fieber ist bereits Krankheit. Den Wienern ist diese Lektion gesund, die Tragweite und Folgen gehen weiter, als Du heute sehen kannst.

Wenn man doch endlich aufhören wollte von der herben Keuschheit meiner Bilder zu reden, sie sind alle weich, und bloß weil niemand die Form sieht und alle an brei-

artig knochenlose Mollusken gewöhnt sind, stehen sie mit offenem Maul da. Weil die großen liederlichen Malereien und Schmierereien billig abgehen, deshalb ist alles zu teuer, was wahr, echt und gewissenhaft ist. Was auch von und in Wien geschwatzt wird, glaube nur, daß meine ruhige, männliche Abweisung ihren Eindruck nicht verfehlt hat. Hier war absolut nichts anderes zu tun.

Februar 1877.

So geht es nun fort. Immer dasselbe Lied. Die Sorge scheint das Licht zu sein, um welches man so lange zu kreisen hat, bis man darin verbrennt. Deutschland, das Land der gerühmten Schulbildung, hat also keinen Platz für einen seiner Besten, der zugleich auch ein anständiger Mensch ist. Ich mache mir keine Illusionen mehr, seitdem ich den erbärmlichen Geist unserer Zeit begriffen habe.

In Wien hätte ich auch in Ärger und Sorge leben müssen, so begafft mich wenigstens niemand, und ich kann es allein tragen. Die Leute sollten sich damit begnügen, Schweine im Leben zu sein, sie sollten die Schweinerei nicht auch noch von der Kunst verlangen.

Bologna, März 1877.

Ich habe soeben lange vor der Cäcilia gesessen. Es ist ein Frieden in dem Bilde, den wir unruhigen Modernen weder nach außen oder innen erjagen werden. Die alte Bologneser Schule ist schlecht, es sind akademische Modelltechniker. Wenn doch die Modernen eine Lehre daraus ziehen möchten, daß alles auf der Welt schon mehrmals dagewesen ist, alle Erscheinungen sich wiederholen, so daß man mit mathematischer Bestimmtheit sagen kann, wer bleibt und wer in die Rumpelkammer kommt.

Durch die elenden kleinen deutschen Verhältnisse ist mein Geist wie eingeschnürt, und ich habe allen Glauben und Größe verloren. Es geht in der Politik in allem rapid bergab. Die wenigen idealen Kräfte jagen sie hinaus und tanzen um das goldene Kalb der Mittelmäßigkeit, und dabei wird immerfort gegeigt und musiziert und Kaiserjubel zu jeder Zeit.

April 1877.

In Wien ist die Sache einfach, das Aufstoßen der Pille hat begonnen, und daß eine vollständige Reaktion zu meinen Gunsten kommen wird und mußte, liegt in der Natur der Sache. Ein zweiter Ruf unter liberalsten Bedingungen wird früher oder später kommen, dann ist es an Deutschland, darüber nachzudenken, was sie in elendem Schlendrian versäumt haben. Wenn man eine gute Sängerin hat, muß man sie zu halten verstehen, sonst pfeift sie anderwärts.

Ich habe den Tempelbau für das Konzert hier gefunden, so schön, wie einem überhaupt der Reichtum Venedigs erst mit der Zeit aufgeht. Einundeinhalb Stunden im Freien malen, darf ich riskieren. Da die Arbeit große Gewissenhaftigkeit erfordert, und acht Tage wäre zu wenig, da es heute wieder regnet. Es wird ohne Zweifel das beste Bild, was ich je gemacht, aber es muß in Italien gemalt werden, ob Rom oder Venedig, das bringt der Herbst.

Die ersten Monate in Venedig war ich sehr, sehr wackelig, dann zusehends bin ich täglich normaler und freier geworden, und jetzt, wenn etwas sorgenfreies, innerliches Glücksgefühl kommen wollte, kann ich als gesunder Mann wieder in der Kunst von vorn anfangen.

Mai 1877.

Das schillernde Pfauenkleid der modernen Richtung, die immer, trotz aller Virtuosität, an Tapeten erinnert, würde sich für meine Gestalten nicht anpassen, ich habe die Hoffnung noch nicht ganz verloren, daß es nicht auch so gehen könnte.

September 1877.

Über Böcklin habe ich Sonderbares gehört, das einmal mündlich. Es klärt sich beinahe niemand in unserem Jahrhundert mit dem Alter, sondern die Leute zersetzen sich bei lebendem Leibe und finden im Irrtum noch Anhang. Landluft, mit viel Vieh und wenig Menschen, das ist das wahre Leben, da stirbt man denn ohne Konflikte, die das Leben verbittern und nach denen kein Hahn kräht, wenn man tot ist. Keine Maler, wenige gute Menschen.

Sollte mir vom Auslande eine freiere Lebensluft zuströmen, so müßte Berlin von der Ausstellung wegkaufen, das ist das einzig Richtige. Ich selbst würde alle Pläne verändern und ein gesunder Mann werden, wenn ich der deutschen Stickluft nicht mehr bedarf. Die innere Unfreudigkeit würde wieder einem größeren Gesichtspunkte weichen. Deutschland, wie es jetzt ist, ist der Tod alles dessen, was das Leben des Lebens wert macht.

Oktober 1877.

Über Rom und Verstimmung ist nicht zu reden, die Reise war mir anfangs ein Opfer, und nun bin ich froh. Vielleicht genießen wir nächsten Winter die Früchte. In raschem Überblick hat sich mir dort mein Wirken vorgestellt, und ich mußte mir sagen, daß meine Irrtümer Stecknadelköpfe auf einer Kegelkugel sind. Ich habe ein inneres Glücksgefühl gehabt, daß ich so treu in meiner Welt geschaffen habe, enfin, ich war mehr wert, als ich jetzt bin.

November 1877.

Bei Aufstellung der großen Leinwand bin ich über die Größe erschrocken, es hat fünfundzwanzig Wiener Fuß Länge, also genau das Plafondbild, nur daß letzteres in die Höhe geht. Die Figuren sind überlebensgroß und siebenundzwanzig an der Zahl. Diese ganze Fläche habe ich den Letzten dieses Monats bis auf den letzten Zoll gemalt, also in sechsunddreißig Tagen (dieses bleibt ganz unter uns). Ich beginne im Gartenatelier das Konzert und habe Zeit bis 15. März, dann habe ich nur noch sechs Wochen nötig, um das große zu vollenden, und komme Mai.

Auf der Brücke S. Moisé bin ich vor etwa zwanzig Jahren zum erstenmal meiner Poesie, die über Deinem Arbeitstisch hängt, begegnet, und ich bin heute noch gerade so frisch und begeistert, und das ist gut.

Dezember 1877.

Heute über acht Tage schreibe ich den Namen mit der Jahreszahl 1877 unter das vollendete Bild. Eine großartige Heiterkeit, die mir im Leben versagt ist, bleibt mir wenigstens in der Kunst.

Juni 1878.

In Venedig braucht es immer sechs bis acht Tage, bis eine vage Melancholie überwunden. Morgen gehe ich ins alte Quartier, wo die Bäumchen hoch hinauf gewachsen sind. Mein Ateliergarten ist reizend verwildert und voll Rosen, ich halte ihn für das Konzert, so habe ich abends, da ich den großen Saal doch nicht möblieren kann, ein stilles Asyl. Hier ist alles gesegnet, ich arbeite bei offenem Fenster und offenen Türen, auf beiden Seiten Gärten. Bis Ende dieses ist das Konzert beinahe ausstellungsfähig untermalt. Über die Wirkung brauche ich nichts zu sagen.

Juli 1878.

Meine Arbeit habe ich ruhig weitergeführt, und von heute in acht Tagen kann sie dann bis auf spätere paar glückliche Stunden stehen bleiben. Es ist ein vornehmes Werk geworden und soll keine Ausstellung mitmachen, sondern ein für allemal unserem künftigen Salon verbleiben.

Daß ich kein rechtes Vertrauen mehr habe, weißt Du von Nürnberg her. Aus Mangel an allem idealen Gehalt siecht unsere Nation dahin, und es scheint späteren Generationen vorbehalten zu sein, einzelne Perlen aus dem Miste des neunzehnten Jahrhunderts herauszuscharren. In der Politik ist alles klein zusammengeflickt, kein großer Zug mehr, den doch selbst das Mittelalter aufzuweisen hat.

August 1878.

Daß mein Konzert bis auf spätere fünf Tage im Gold vollendet ist, weißt Du, es würde ohnedies ruhen, da die Musikbande, die ich abends immer hörte und denen ich alle Bewegungen abgelauscht, sechs in der Zahl, Mann und Weib, bei einer nächtlichen Lustfahrt, vom Dampfer überfahren, elendiglich ertrunken sind.

Nach langem Nachdenken hab' ich einen heroischen Entschluß gefaßt, den ich bei meiner Energie auch durchführe. Die Zukunft Deutschlands ist schreckenerregend. Heute abend spreche ich mit dem englischen Konsul. Bis Ostern sind die Titanen fertig und abgeliefert, dann will ich womöglich zur Sommersaison nach London, als Porträtmaler, weiter nichts. Bei meinen Manieren, meinem Namen genügt ein Damenporträt aus der Aristokratie, und ich bin in drei Jahren ein reicher Mann.

Das deutsche Künstlerleben ist eine Schweineexistenz. Vor fünf Jahren hatte ich noch nicht gekonnt, jetzt, wo Kopf, Hand und Gewand für mich Spielerei geworden ist, ist das anders, à la van Dyck wird mir auch gelingen. Die deutsche Knickerei habe ich satt, und da ich durch unsere heillosen Gesellschaftszustände zum Zigeunerleben verdammt bin, so will ich wenigstens als reicher Zigeuner sterben.

Herr von Stremayr hat geschrieben, daß die Steuersache zu meinen Gunsten entschieden ist, und verlangt den Ablieferungstermin für das von ihm bestellte Mittelbild eines zu malenden Zyklus. Das heißt mit anderen Worten, das Ministerium will den übrigen Plafond sparen oder von anderen zu elendem Preise malen lassen. Mir ist damit ein Stein vom Herzen, denn es wäre nur Zeitverlust. Ich setze von heute zwei Jahre als Termin, kommt es früher, tant mieux, kommt es ein paar Monate später, so werden sie mich nicht beißen. Der gemalte Zyklus wird vollendet und später anderweitig verwendet. Ich kann den Augenblick kaum erwarten, wo ich von Wien nichts mehr hören muß.

Das Bild in zwei Hälften aufzustellen, wäre ganz das Richtige, nur ist die eine Hälfte noch so hoch, daß ein großes, bequemes Gerüst noch gemacht wird, dann bin ich vollständig sicher. Jeder andere hätte den Mut verloren, allein, ich werde es con amore so behandeln, als wäre es für meinen Speisesaal. Doch muß es nach diesem ein Ende nehmen, es ist ein zu rasches Aufbrauchen der Kräfte.

Februar mache ich das Konzert im warmen Atelier fertig, dann habe ich noch vier Monate bis zur Hitze am Plafond.

September 1878.

Vom fünften bis zwanzigsten dieses habe ich die Hälfte des Bildes gemalt ohne große Anstrengung, — zur Vollendung dieses Teiles brauche ich vier Wochen im Februar oder März. Jetzt habe ich einige Tage zu zeichnen, und Samstag wird die Leinwand in ganzer Größe aufgestellt. Ich habe jetzt meine Kraft kennengelernt, wenn man mir Ruhe läßt, und werde mir die häßlichen Leute fürs übrige Leben vom Halse zu schaffen wissen.

Januar 1879.

Ein Teil des Plafonds wird aufgestellt. Von September bis Ostern mache ich ihn. Die letztere Hälfte erleichtere ich mir. Mittelovalstück: die drei Grazien auf Wolken, links und rechts schwebende Bacchanten. Oben sitzende Minerva.

Februar 1879.

Nach Wien kann und will ich nie mehr, aber die Tragweite des Bildes wird doch weitgreifend sein, so daß Aufträge kommen müssen, die, weil sie nicht fresko sind, allenthalben gemacht werden können. In Wien war ich weder Mensch noch Künstler, und jetzt im Alter, wo andere stillstehen und rückwärtstreiben, komme ich in voller jugendlicher, freier Schöpfungsfreude heran. Außer dem übrigen Plafond kann ich jeden anderen großen Auftrag übernehmen. Alle anscheinend großen Schwierigkeiten sind spielend überwunden. Das Bild hat eine riesenhafte Dimension und zwingt zum Respekt allein schon durch die Größe.

März 1879.

Mein Bild ist das größte von allen, die in Wien gemalt sind, es übertrifft um zwei Meter das größte dortige. Gleich nach meiner Zurückkunft in Venedig werde ich

für unser Haus eine Kopie nach einem der herrlichen Tiepolos im Palazzo Labbia machen. Um dem Bild vor dem Abgang noch zwei Tage Luft zu gönnen, habe ich es noch einmal ganz aufrollen lassen. Es ist von hinreißender Lebenskraft.

Juli 1879.

Die etwas monotone Heiterkeit Venedigs hat mir passabel gut getan, und ich bin wohl, aber nicht mehr jung genug, daß sich die Natur nicht manchmal empörte, immer mit Schustern in Schusterverhältnissen leben zu müssen. Es ist nicht das Geld, sondern die Erbärmlichkeit, die den besten und stärksten Mann anekeln kann, das kann überwunden werden mit der Zeit, und wird es auch.

August 1879.

Es ist mir lieb, daß die Titanen nicht nach München gehen, sie gehören an Ort und Stelle, wo sie Dir jeden Augenblick zugänglich sind. Nur ist meine Sorge, daß jetzt, wo niemand in Wien ist, sie wieder eine Dummheit mit der Aufstellung machen.

Das Bild braucht absolut Luft und Ventilation von hinten. Überlege, ob es nicht das beste wäre, direkt an den Kaiser zu schreiben, mit kurzer Erwähnung der großen Unannehmlichkeiten, die man mir stets bereitet hat und zu bereiten beliebt. Ihn bitten, der Sache seinen Schutz angedeihen zu lassen. — Der Kaiser weiß nichts, sonst wäre alles anders.

Ein Tor, der sich einbildet, pathologische Zeitströmungen siegreich bekämpfen zu wollen. Aber uns hindert deswegen nichts, zu malen, wie wir wollen. Es fehlt den Herren allen Seele und Geist, aus innerer Notwendigkeit malt niemand mehr, die Anregung soll immer nur von außen kommen.

Dezember 1879.

Im Atelier sieht es groß und stattlich aus. Im Hintergrund auf der großen Staffelei steht der Prometheus. Durch Aufhebung des abgeschmackten Ovales wird es ein großes, mächtiges Galeriestück, ein anderes Bild. Ich gewinne an Landschaft und Figuren, und es hat denselben Linienzug wie die meisten meiner Bilder. Einige zu große Nacktheiten hebe ich auf. Vorn steht im Atelier das Hauptstück, das Konzert. Ein Galeriestück von vier Meter Höhe im Rahmen. Letzterer ist ein Meisterstück von durchbrochener Renaissanceschnitzerei, dabei ganz leicht. Dunkelbraun und ein goldner Lorbeerstab, darin ruht der weiße Marmortempel. Trotzdem ich eigentlich zu den Figuren gar kein Modell gehabt, sind sie warm und seelenvoll. Ich kann es nicht anders ausdrücken, aber das ganze Bild wirkt wie eine Verklärung einer Malerseele.

Lebensabriß

Anselm Feuerbach ist als Sohn einer fränkischen Gelehrtenfamilie am 9. September 1829 in Speyer geboren und hat seine Jugend in Freiburg im Breisgau verlebt. Der Großvater, der Oheim und der Vater hatten den Ruhm eines großen und leidenschaftlichen Geistes an den Namen Feuerbach geknüpft. An die Stelle der Mutter, die Anselm nie gekannt hat, trat von den ersten Lebensjahren an die Stiefmutter Henriette Heydenreich, eine herrliche Frau von reichstem Geist und vollkommener Hingebung, deren aufopfernde Teilnahme den Sohn durch sein ganzes Leben getragen und nach dem Tode noch sein Andenken verklärt und gefeiert hat. Dem in der Bildung des Freiburger Professorenhauses aufgewachsenen Jüngling war seine künstlerische Gabe und Bestimmung früh schon klar, und vom ersten Tage seines Akademiestudiums ab sah er das große, monumentale Historienbild als die ihm bestimmte Aufgabe vor sich. Im Wechsel der Stimmungen eines weichen und leidenschaftlichen Temperaments wußte er doch während der Lehrjahre in Düsseldorf, München, Antwerpen und Paris überall mit sicherem Instinkt das ihm Frommende und Bildende aus den Alten und den Zeitgenossen sich fruchtbar zu machen, und als der Fünfundzwanzigjährige aus Paris nach Karlsruhe heimkehrte, hatte er sein erstes Meisterwerk schon geschaffen. Philiströse Verständnislosigkeit um ihn her, maßlose Reizbarkeit in ihm selber verleideten ihm rasch und für immer die Heimat. In Italien, in Rom fand er für die nächsten achtzehn Jahre die Umwelt, die ihm Heimat der Seele und Heimat auch seiner Kunst geworden ist. Aus der Kunst der Alten und der großen Meister der Renaissance, wie aus dem natürlichen Adel italienischer Menschheit erwuchs ihm hier die klassische Gestaltengröße seiner Bilder. In steter Ungewißheit der Existenz, im steten Kampf mit der Not, von Menschen immer mehr enttäuscht und entfremdet, entstand dennoch in diesen fruchtbarsten Jahren aus dem innern Drange Bild um Bild, Werke der Sehnsucht nach einem geträumten höheren und edleren Leben, dessen Gestalten bald aus der Antike, bald aus der neueren Literatur Namen und Vorgänge liehen. Eine Malerei der Bildung, wenn man so will, aber doch durch die Reife des malerischen Könnens und durch die reine Größe der Anschauung und Gestaltung einer vollendeten und erhabenen Form sich nähernd. Im Jahre 1873 führte den allmählich in der Heimat zu Ruhm gelangenden Meister ein Ruf als Professor an die Wiener Akademie. Große Aufgaben winkten hier dem rasch Begeisterten, aber ebenso rasch folgte die Enttäuschung über Niedrigkeit der Menschen und die ganze innere Hohlheit einer theatralischen Dekorationskultur. Feuerbach kehrte 1876 nach Italien zurück und lebte die nächsten Jahre in Venedig seinen immer rascher in riesenhafte Formate wachsenden Arbeiten. Seinem künstlerischen Willen scheint um diese Zeit die ungebrochene Klarheit von früher zu entschwinden, seine Gesundheit war untergraben, und am 4. Januar 1880 machte plötzlich ein Herzschlag dem Leben des edlen und großen Malers ein Ende.

Aus Briefstellen und einzelnen Aufzeichnungen hat nach seinem Tode Feuerbachs Mutter das „Vermächtnis“ zusammengestellt, in dem vom literarischen Kunstwerk aus die Nation das Bild des Menschen und des Künstlers zum erstenmal erschütternd kennenlernte. Die sämtlichen Briefe an die Eltern und nach des Vaters Tode (1851) an die Mutter sind 1911 herausgegeben worden. Vom ersten Lehrjahr in Düsseldorf (1845) bis zum Ende des Meisters geben sie fortlaufend den intimsten und ergreifendsten Einblick in sein Erleben und Schaffen. An die Stelle des immer noch idealisierten Bildes im Vermächtnis tritt hier das völlig unmittelbare und unbeschönigte. Aus diesen Briefen wurden alle die menschlich und künstlerisch bezeichnendsten Stellen hier ausgewählt. Sie zeigen Feuerbachs natürliche Anlage, seinen weichen und empfindsamen, doch zugleich leidenschaftlichen und verschlossenen Charakter, zeigen die Richtung seiner bildnerischen Begabung, Ziel, Art und Fortschritt seines künstlerischen Schaffens. Es rundet sich so das Bild eines Lebens, dem aus der Fülle und dem Enthusiasmus der Jugend ein langes und bitteres Ringen um die Verwirklichung erwächst. Je angespannter das Schaffen, je größer die Leistung, um so knapper wird der Ausdruck des durchbrechenden Gefühls, desto schärfer die Bitterkeit des Urteils, und am Ende strömt dieser alles schmelzende Feuerbach nur stockend noch, wie unter hart vertrockneter Lavakruste, fort. Es ist ein schmerzliches, ja tragisches Beispiel innerer Vereinsamung des genialischen Menschen.

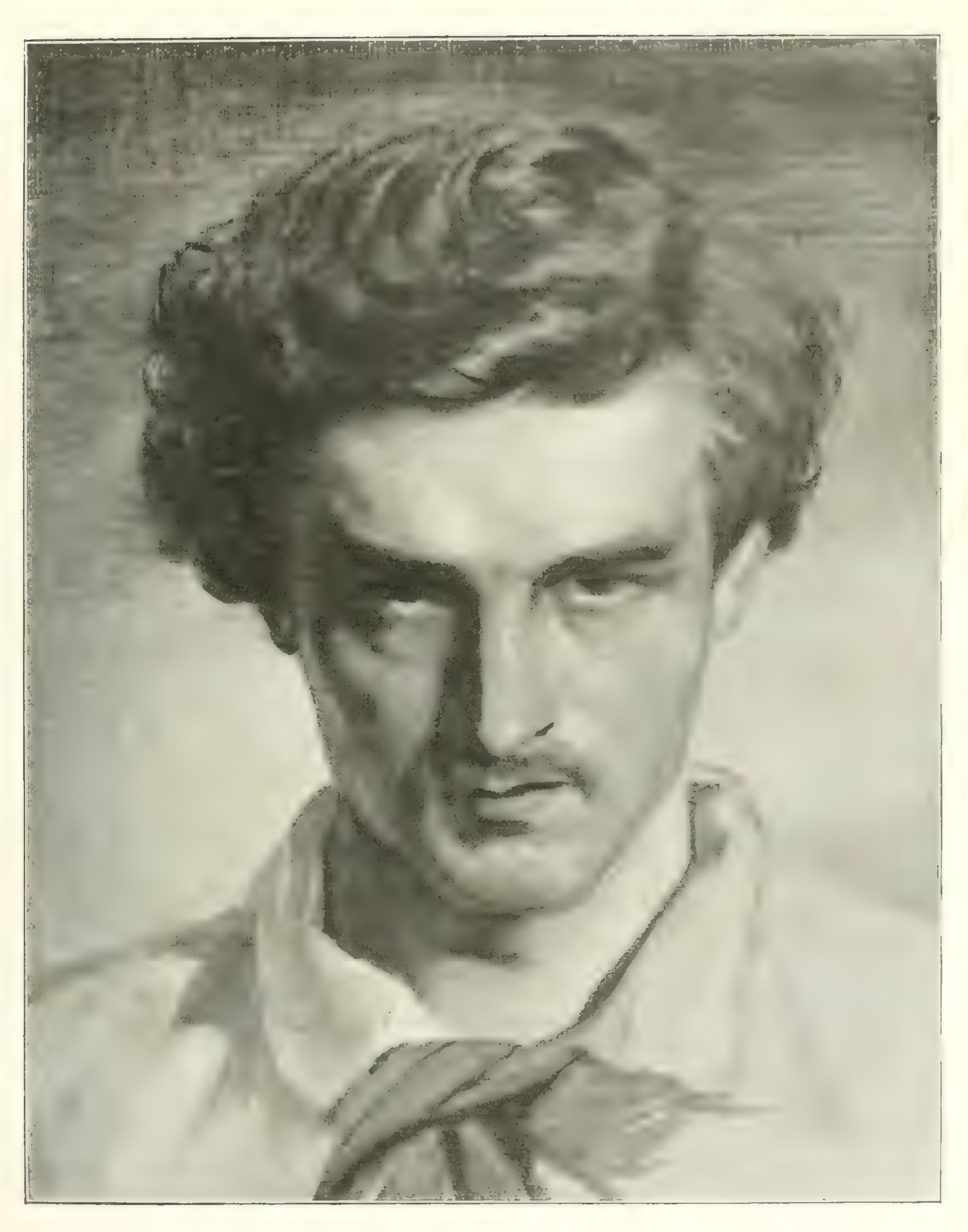
Es ist nicht bloß der innere Kampf um die Gestaltung selbst, der so sich auswirkt, sondern mehr noch der äußere Kampf um die Anerkennung und Wirkung des Schaffenden, ja, schlimmer noch, um die materielle Möglichkeit des Lebens und Schaffens selber. Hier zeigt sich das Unheil einer zerspaltenen Zeit, deren schöpferische Menschen nicht mehr in der großen Einheit einer lebendig-organischen Kultur so dienend wie führend ihre natürliche Stelle haben. Der Künstler sieht sich genötigt, Überlieferung, Ziel und Gesetz des Schaffens grüblerisch aus sich selber zu suchen, und der Edle steht vereinzelt in einer Gesamtheit, die immer mehr ins Materialistische, Unreine, Sinn- und Geschmacklose sich verirrt. Die Folge ist eine innere Ruhelosigkeit, ein fortwährendes Leiden, ja die krankhafte Selbstzerstörung eines so empfindsamen Menschen, dem als Reaktion und Schutz ein krampfhaftes Selbstbewußtsein (bis zum Größen- und Verfolgungswahn), eine maßlose Verachtung der Zeitgenossen und damit doch nur ein künstlicher Halt entsteht. Das fortwährende Schwanken zwischen einem Übermaß von Freude und Schmerz ist das Kennzeichen dieser Seelenverfassung.

Auch der stärkste und eigenmächtigste Genius ist nicht imstande, sich wahrhaft aus seiner Zeit zu trennen. Feuerbach besaß nicht die menschlich derbe Gesundheit des Instinkts wie Böcklin, auch Hans von Marées tragisch-strenge Isolierung und bewußte Neugrundlegung der Kunst war ihm fremd. Er hat immer das Bedürfnis nach Anlehnung und Wirkung gehabt; seine Ideen und Motive entnahm er dem Bildungskreise der klassischen Literatur, seine malerische Anschauung gaben ihm Couture, Courbet und die venezianischen Meister, die Form der Menschengestalt und des Bildes schulte er an

den großen Römern der Renaissance und an der Antike. So gelangte seine Kunst nach lebensprühenden Anfängen zu einem heroischen Stil, der schon an einem gewissen Mangel anschaulicher Einheit und Fülle krankt, und konnte schließlich doch immer wieder eine merkwürdige Schwächung und ein Abfärben gerade der Zeitmoden nicht vermeiden, die der Mensch wie der Künstler aufs heftigste bekämpft hat. Feuerbach war der Typ des sentimentalen Künstlers, der reaktiven Natur. Er berauschte sich leicht und gern an schönen Worten, Klängen, Gefühlen und Wirkungen. Reizbarkeit und mangelnde Widerstandskraft kennzeichnen ihn, nicht ein klarer und unbestechlicher, sondern ein blühender und schwankender Intellekt. Und doch ist es denkwürdig, wie dieser im Grund eher schwache Charakter trotz manchem Schwanken und unendlicher Leiden ein großes und edles Streben sein ganzes Leben lang unerschütterlich festgehalten hat. So geht eine klare und erhabene Linie auch durch sein ganzes Schaffen, dem er dies Leben geopfert hat. So deutlich wir heute die zeitliche Begrenzung und eine gewisse organisch-innere Knickung erkennen, so gewiß zählen uns doch Feuerbachs große Schöpfungen zum Besten, was die deutsche Kunst des Jahrhunderts hervorgebracht hat. Hafis und Dante, Nanna und Iphigenie, Medea und das Gastmahl — wer möchte aus seinem Gedächtnis die still redenden Bilder vertilgen? Von Marées bis zum Expressionismus wird immer exklusiver die Kunst um der wenigsten, ja um ihrer selber willen gepflegt. War es nicht doch ein gesunder Sinn, der mit den edelsten Bildern zu der ganzen Gemeinschaft gebildeter Menschen zu reden gedachte?

Verzeichnis der Tafeln





Selbstbildnis



Kirchenrat Umbreit



Julius Allgeyer



Hafis vor der Schenke

Phot. F. Bruckmann A.G., München



Berglandschaft



Der Tod des Aretin



Dantes Tod



Dante mit edlen Frauen



Beweinung Christi



Nanna



Nanna



Nanna



Bildnis der Mutter



Iphigenie



Kinder und Nymphe



Paolo und Francesca

Phot. Hanfstaengl, München



Hafis am Brunnen



Badende Kinder



Familienbild

Phot. Hanfstaengl, München



Ricordo di Tivoli



Madonna



Iphigenie



Orpheus und Eurydike



Am Strande



Konzert



Feuerbachs Mutter



Selbstbildnis



Medea



Platons Gastmahl



Amazonenjagd



Amazonenschlacht



Titanensturz





